1,50 DM / Band 147
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ich flog in die Todeswolke

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Ich flog in die Todeswolke

John Sinclair Nr. 147

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.04.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich flog in die Todeswolke

Erinnern Sie sich noch an den Todesnebel? Ich jedenfalls konnte das gefährliche Abenteuer nicht so leicht vergessen.

Der Nebel hatte sich zwar zurückgezogen, aber er war nicht vernichtet worden. Das hatten wir nicht geschafft. Damals war ich mir schon sicher, daß er irgendwann wieder auftauchen würde.

Und ich hatte mich nicht getäuscht. Der Nebel, von Dr. Tod gelenkt, kehrte zurück. Diesmal noch schrecklicher als zuvor…

Der Nachtportier wunderte sich, als er zu dieser späten Stunde noch die Gestalt vor der Tür sah. Kein Zweifel, das war eine Frau, der Portier erkannte deutlich die langen Haare.

Was wollte sie? Jetzt noch jemanden besuchen?

Der Mann öffnete. Eine Frau konnte ihm nicht gefährlich werden – dachte er.

Er zog die Tür auf, sah die langen rotblonden Haare, den aufgestellten Mantelkragen und die Faust.

Die allerdings zu spät. Der Hieb traf ihn genau am Kinn und schleuderte ihn zurück in den Flur. Die hat einen Schlag wie ein Pferd, dachte der Mann. Dann sah er nichts mehr, nur das Messer an seiner Kehle.

»Du verhältst dich ruhig, okay?«

»Ja…«, krächzte der Mann. Er verdrehte die Augen und schielte auf die Klinge. Trotz der unmittelbaren Lebensgefahr hatte er bemerkt, daß die »Frau« ein Mann war. Eine Frau sprach nicht mit solch tiefer Stimme.

»Steh auf!« kam der Befehl, und die Klinge verschwand von seinem Hals.

Der Portier kam auf die Beine. An seinem Körper schienen Zentnerlasten zu hängen, er hatte schreckliche Angst, daß dieser verkleidete Kerl ihn umbringen wollte.

Es kam noch ein zweiter. Lautlos huschte er durch die Tür und stand mit wenigen Schritten neben seinem Kumpan und dem schreckensbleichen Portier.

»Alles klar?« fragte der Neuankömmling.

»Ja.«

»Dann in die Kabine mit ihm.«

Der Portier saß in der gläsernen Box, wo er einen guten Überblick hatte und auch jeden sehen konnte, der das Haus betrat. Von der Seite konnte man die Kabine betreten.

Der Portier durfte sich setzen. Der Mann mit dem Messer blieb hinter ihm stehen. Kalt lag die Klinge auf dem Nacken des Portiers.

Mit der freien Hand zog sich der Mann die Perücke vom Kopf und schleuderte sie zu Boden. Er konnte dieses widerliche Ding nicht mehr tragen.

»Was… was wollen Sie eigentlich?« erkundigte sich der Portier, nachdem er Mut gefaßt hatte.

»Du hast doch die Schlüssel!« zischte der zweite Mann.

»Welche?«

»Von allen Wohnungen.«

»Nein, ich…«

Der Hieb traf ihn in der Seite. Zudem wußte der Kerl genau, wo es wehtat.

Das Stöhnen des Mannes bewies, dass er auch hier richtig lag.

»Mit Lügen lassen wir uns nicht abspeisen!« zischte er, während der zweite das Messer leicht andrückte.

Der Portier spürte einen kurzen Stich, wie beim Blut abnehmen, dann rann es feucht in seinen Kragen.

»Eine dumme oder falsche Antwort noch, dann sticht mein Freund richtig zu!«

»Okay!« Der Portier flüsterte das Wort. »Was wollt ihr?«

»Schlüssel.«

»Alle?«

»Idiot, nur von einem Apartment. Du hast doch so einen Generalschlüssel, du mußt ihn haben…«

»Der liegt bei der Hausverwaltung.«

»Ach, wirklich? Und was machst du, wenn es mal brennt? Wenn in einer der Wohnungen Feuer ausbricht?«

»Da habe ich ein Spezialinstrument. Aber keinen Schlüssel«, erwiderte der Portier.

»Siehst du, und dieses Instrument wollen wir haben.«

»Ich kann es nicht aus der Hand geben«, jammerte der Portier.

»Willst du sterben?« fragte der mit dem Messer.

»Sie kriegen den Schlüssel.«

»Na bitte.« Der Messermann lachte leise.

»Darf ich aufstehen?«

»Gern.« Der Messerdruck am Hals des Mannes verschwand, und der Portier erhob sich von seinem Stuhl. Es ging ihm schlecht, er war nicht mehr der Jüngste, und es wäre Wahnsinn gewesen, den Einbrechern Widerstand entgegenzusetzen.

Der Schlüssel befand sich an der Seite des Pults, in einem kleinen Safe.

Der Portier mußte ihn erst aufschließen. Als er sich bückte, schoß ihm das Blut in den Kopf. Auch eine Folge der wahnsinnigen Angst.

Er war Zeuge, hatte genug Krimis gesehen, in denen die Verbrecher die Zeugen nicht am Leben ließen. Seine Hände zitterten plötzlich so sehr, daß er den Schlüssel fallen ließ.

»Idiot!« zischte der Mann mit dem Messer.

Beim zweiten Versuch klappte es. Der Portier konnte die Safetür aufziehen.

Das Instrument lag unter einigen Unterlagen in einem kleinen Kasten. Der Portier holte ihn hervor, und der zweite Mann riß ihm den Kasten aus der Hand.

Er klappte den Deckel hoch. Ein fingerlanges Gebilde aus Kunststoff stach ihm ins Auge. Es sah aus wie ein schmaler Stab, war aber an einer Seite eingefräst.

»Ist er das?« fragte der Messerkerl und drückte dem Portier die

Klinge wieder an den Nacken.
»Ja.«
»Okay; dann los.«
Der zweite Mann trat neben seinen Kumpan. Aus der Manteltasche zog er einen Revolver. Als der Portier das sah, wurde er kalkweiß. Sie töten dich, schoß es ihm durch den Kopf, sie erschießen dich.
Das geschah nicht. Der Mann schlug zu. Kurz und trocken. Ein heftiger Schmerz zuckte durch den Schädel des Portiers, dann sank er langsam zu Boden.
Neben seinem Stuhl blieb er liegen. Die beiden Männer warfen noch einen letzten, zufriedenen Blick auf den Bewußtlosen und verließen die Glaskabine.
Ohne große Eile schlenderten sie zu den Aufzügen.
Sie stiegen in einen ein.
Als die Tür vor ihnen zuglitt, fragte der Kerl mit dem Messer:
»Wie hieß gleich der Kerl, bei dem wir den Koffer stehlen sollen?«
»Sinclair, John Sinclair!«

***

Es gibt Dinge, an die gewöhnt man sich auch im Schlaf. Wenigstens war es bei mir so. Wenn an Regentagen das Wasser gegen die Scheiben meines Schlafzimmers klatschte und der Regen auf die Fensterbank trommelte, dann waren das Geräusche, die mich überhaupt nicht störten. Im Gegenteil. Ich fühlte mich richtig wohl, wenn ich so gemütlich in der Wohnung sein konnte.
Auch nachts störte mich der Regen nicht. Ich hatte einen gesunden Schlaf, konnte aber sehr schnell wach werden, wenn ein ungewohntes Geräusch entstand. Das einmal als Erklärung vorweggenommen, damit Sie verstehen, warum ich plötzlich aus dem Schlaf hochschreckte.
Sofort war ich hellwach!
Ich setzte mich im Bett auf und lauschte. Es war still in der Wohnung. Bis auf das leise Summen des Weckers hörte ich kein anderes Geräusch. Kein Regen tropfte auf die Fensterbank, dazu war es zu kalt.
Aber was hatte mich geweckt? Weshalb hatte mein innerer Wecker Alarm geschlagen?
Im Zimmer war es nicht völlig dunkel. Der Radiowecker verbreitete einen schwachen grünlichen Schein, der sich jedoch am Ende des Bettes in der Dunkelheit verlor.
Hatten mich vielleicht fremde Gedanken aus dem Schlaf gerissen?
Planten meine Feinde, die Dämonen, einen neuen Angriff? Das war gar nicht so weit hergeholt, erst bei meinem letzten Fall hatte mich die Aura des Bösen praktisch im Büro erreicht. Es war sozusagen eine Zukunftsvision gewesen. Der Fall, der mich anschließend beschäftigte

und mich mit Tony Ballard zusammenführte, hatte etwas mit diesem Angriff zu tun gehabt. Aber der Teufelsstein war vernichtet, das Bergwerk vom Bösen befreit, und Tony Ballard und mich hatte man zu Ehrenbürgern des kleinen Ortes Chattering ernannt.

Nein, es mußte etwas völlig anderes gewesen sein, das mich aus dem Schlaf gerissen hatte. Von nichts wurde ich nicht wach, deshalb beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Ich erhob mich.

Als ich neben dem Bett stand, kam ich mir doch etwas komisch vor in meinem Schlafanzug und den Pantoffeln. Aber wer geht schon im Smoking ins Bett?

Ich schritt auf die Tür zu, die sich als schwacher Umriß von der Wand abhob. Ich schloß sie immer, wenn ich zu Bett ging. Vor der Tür blieb ich stehen.

Irgend etwas hielt mich zurück, sofort die Klinke nach unten zu drücken. Ich wartete erst.

Nichts zu hören.

Als ich sicher war, daß mich niemand überraschen konnte, legte ich meine Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten. Lautlos schwang die Tür auf.

Ich zog sie nach innen und schaute in den Flur.

Er war leer.

Dann machte ich die ersten Schritte. Da geschah es. Ich wußte plötzlich, daß jemand im toten Winkel der Tür lauerte. Ich hörte ihn nicht, sah ihn nicht, aber ich roch ihn.

Da war eine Bewegung.

Etwas raste von der Seite auf mich zu und hätte meinen Kopf getroffen, wenn ich nicht blitzschnell zur Seite gehechtet wäre. Leider prallte ich gegen die Wand, wobei ich ein Bild vom Nagel riß.

Dafür hörte ich einen Fluch, und der klang verdammt menschlich, war nicht von einem Dämon ausgestoßen worden. Im nächsten Moment sprang eine Gestalt auf mich zu. Den rechten Arm hatte sie leicht angewinkelt, damit sie noch in der Bewegung mit dem widerlichen Totschläger zuhauen konnte.

Ich war noch nicht voll da und riß nur meinen Arm hoch.

Unendlich langsam kam mir diese Bewegung vor. Ich hatte trotzdem Glück, der andere änderte seine Schlagrichtung nicht mehr, so daß mein Arm und sein Gelenk zusammenprallten.

Der Totschläger machte sich selbständig, weil der Einbrecher diese Kollision nicht in seine Rechnung mit einbezogen hatte. Irgendwo prallte die heimtückische Waffe zu Boden, dann aber war ich am Zug. Dieser Bursche sollte mich kennenlernen.

Mit einem Kniestoß beförderte ich ihn in den Flur hinein. Damit hatte er wohl nicht gerechnet, denn er schrie erstickt auf. Schon längst

war mir klargeworden, daß ich es bei diesem Kerl nicht mit einem Dämon zu tun hatte, sondern mit einem völlig normalen Einbrecher. In letzter Zeit häuften sich die Einbrüche in Wohnungen und Häuser, ich war also auch nicht verschont geblieben.

Schnell setzte ich nach.

Doch ich rechnete nicht mit den Nehmerqualitäten des Mannes.

Sein überraschender Tritt erwischte mich an der Hüfte, so daß mein Angriff gestoppt wurde und der Zeitgewinn ihm Gelegenheit gab, wieder auf die Füße zu kommen.

Auf einmal hatte er ein Messer in der Hand, sprang aber nicht auf mich zu, sondern zurück.

»Komm nur her!« keuchte er. »Ich werde dir den Hals schon aufschneiden.«

Ich räusperte mich. »Okay, Freund, bisher hast du nur eingebrochen, jetzt kommt noch ein tätlicher Angriff mit dem Messer hinzu, es kann bitter für dich werden.«

»Mehr für dich!«

Er war verdammt selbstsicher; diese Selbstsicherheit wollte ich zerstören.

Er fightete geschickt, ließ seinen rechten Arm kurz vorschnellen und dann wieder zurück. Darauf fiel ich nicht rein, blieb ruhig stehen und wartete auf den richtigen Angriff.

Der kam.

Ein wuchtiger Stoß, aus der Schulter geholt, sollte mich treffen. Ich wartete bis zum letzten Augenblick und fing die Messerhand dann ab, als sie zurückschnellte.

Plötzlich hatte ich sein Gelenk umklammert und wuchtete den Arm gegen die Wand.

Dem harten Aufprall hatte er nichts entgegenzusetzen. Er ließ das Messer fallen und kassierte von mir einen Treffer, er ihn bis gegen die Tür schleuderte.

Dort wurden seine Knie weich. Beide Hände preßte er auf den Leib, sein Atem ging schnell und keuchend.

Ich beeilte mich nicht einmal, als ich auf ihn zuschritt. »Ich habe dir doch gesagt, daß du keine Dummheiten machen sollst. Der Angriff auf einen Polizeibeamten kann dir zwei Jährchen in der Zelle bringen, mein Freund.«

»Hau ab!« spie er mir entgegen und grinste.

Das Grinsen hätte mich mißtrauisch machen sollen, doch wer hat schon auf dem Rücken Augen.

Instinktiv ahnte ich noch die Bewegung hinter mir, zog den Kopf ein, doch es war zu spät.

Der Schlag explodierte in meinem Nacken. Für einen winzigen Moment war ich wie paralysiert. Mein Denken, Fühlen und Handeln

war ausgeschaltet, dann kippte ich langsam nach vorn, dem Fußboden entgegen und schaffte es nicht, mich abzustützen.

Ich bekam den Aufprall voll mit, wurde jedoch nicht bewußtlos.

Nur mein Kopf schien mit Watte gefüllt zu sein. Ich hatte Schwierigkeiten mit der Atmung und bewegte mich irgendwie im luftleeren Raum.

Trotzdem hörte ich Stimmen, konnte verstehen, was die beiden Einbrecher sagten.

»Mann, du bist ein Trottel.« Das war der zweite.

»Er war besser, der Hund. Verdammt, der hat mir einen mitgegeben. Hilf mir mal hoch.«

Keuchen, fluchen. »Wo ist das Messer?«

»Hier.«

»Danke.«

Schritte.

Dann die zweite Stimme. »Verdammt, was hast du vor, Rick?«

»Ich lege ihn um!«

Deutlich hörte ich den Vorsatz des Messerhelden, und ich konnte nichts machen. Noch immer gehorchten mir meine Glieder nicht. Bewegungs- und deckungslos lag ich vor der Tür, wobei mein Gesicht im Velours des Teppichs verschwand.

»Bist du verrückt? Willst du dich mit einem Mord belasten? Wir nehmen den Koffer und verschwinden.«

»Aber der Bulle hat mich fertiggemacht!«

»Das stimmt. Wenn sie uns fassen sollten, was zwar unwahrscheinlich, aber trotzdem möglich ist, hängen sie uns einen Mord an den Hals. Kapierst du denn nicht?«

»Du kannst ja verschwinden. Warte draußen!«

»Nein, ich hänge zumindest mit Beihilfe drin. Und solch einen Koffer zu klauen, das ist ja nichts.«

Der Mann mit dem Messer überlegte es sich. »Mistbulle«, sagte er schließlich und trat mir in die Seite.

Ich zuckte in einem Reflex. Mehr geschah nicht. Noch immer konnte ich nicht den kleinen Finger rühren. Der Typ hatte gewußt, wo er hinschlagen mußte.

»Den Koffer habe ich. Räum den Bullen mal von der Tür weg, Rick!«

Rick gehorchte. Er ging nicht eben sanft mit mir um, als er mich zur Seite drehte und kurzerhand wieder fallen ließ, als wäre ich ein voller Kartoffelsack.

Die Diebe stiegen über mich hinweg. Ich hörte, wie sie die Tür öffneten. Rick sagte noch: »Schade, daß ich den Bullen nicht umlegen konnte. Wäre einer weniger gewesen.« Er schnaufte. »Dabei hat unser Auftraggeber gesagt, daß wir ihn umlegen könnten.«

»Ja, könnten…«

Die Tür fiel ins Schloß, und die beiden Männer verschwanden. Es wurde wieder ruhig in der Wohnung. Ich hörte nur mein keuchendes Atmen, sonst nichts.

Eins jedoch war mir klargeworden. Die beiden Kerle hatten meinen Einsatzkoffer gestohlen!

Es hatte ja so kommen müssen. Irgendwie hatte ich immer damit gerechnet. Gegen Dämonen war der Koffer gesichert, nicht gegen normale, menschliche Diebe.

Obwohl ich auf dem Boden meiner Diele lag, quälte ich mich mit Selbstvorwürfen. Ich hätte ihn besser absichern sollen, hätte mehr achtgeben müssen.

Hätte… hätte … hätte …

Ich hatte es nicht getan und war nun selbst schuld, daß ich jetzt hinterherlaufen konnte.

Schei…

Vielleicht war es die Wut, die meine Lähmung löste. Auf einmal konnte ich mich wieder bewegen. Zwar nur langsam und schwerfällig, aber immerhin, es klappte.

Ich hob den rechten Arm, den linken, drehte die Hand, stützte mich auf den Boden ab und brach zusammen.

Zuviel hatte ich mir vorgenommen.

Wütend, verzweifelt und zornig blieb ich auf dem Teppichboden liegen. Nur durch die Nase atmete ich ein. Vor mir sah ich die Wand. In der Dunkelheit wirkte sie grau und trübe.

Sinclair, reiß dich zusammen, sagte ich mir und startete einen zweiten Versuch.

Ich kam auf die Beine. Zwar fühlte sich mein Körper doppelt so schwer an wie sonst, aber ich stand, und das war wichtig. Wieder dachte ich an den gestohlenen Koffer. Der Dolch lag darin, die magische Kreide, die Gemme, eine Ersatzberetta, die bolzenverschießende Druckluftpistole, allerdings nicht die Dämonenpeitsche, die hatte Suko in Gewahrsam genommen.

Ich besaß noch meine Beretta und das Kreuz. Damit konnte ich mich auch wehren, aber ein Verlust war der Diebstahl des Koffers schon. Davon biß keine Maus den Faden ab.

Ich öffnete die Tür. Im Schlafanzug taumelte ich wie ein Betrunkener in den Gang, wo mich ein den Fahrstuhl verlassender Mieter überrascht anschaute und sich erkundigte, ob etwas wäre.

»Nichts«, sagte ich, »gar nichts. Ich komme nur von einer Karnevalsfete.«

Der Mieter schaute mich böse an und verschwand.

Ich hatte es nicht weit. Nur eine Tür weiter wohnten Shao und mein Freund Suko.

Die Klingel sah ich verschwommen,, fand den Knopf beim

Nachfassen, und als Suko öffnete, fiel ich ihm in die Arme…

***

Niemand sah die beiden Diebe, als sie das Haus verließen. Auf der Straße atmeten sie tief durch, sahen sich an und grinsten.

»Ist doch alles glatt gegangen«, meinte Rick, der Mann mit dem Messer. »Dabei hattest du dir bald in die Hose gemacht.«

Sein Kumpan, er hörte auf den Namen Roy Smith, hob warnend die Hand. »Es war schon besser so, daß du den Bullen nicht gekillt hast. Glaub mir.«

Rick Ramford schaute auf seine Zehenspitzen. »Du hast ja recht«, murmelte er, »sorry.«

»Das hätte dir bald auch nichts mehr genützt«, erwiderte Roy. Er war der ältere und der bedächtigere der beiden Männer. Im Knast hatten sie sich kennengelernt und herausgefunden, daß sie zuvor im gleichen Fach gearbeitet hatten.

Als Einbrecher war jeder für sich zu einer traurigen Berühmtheit geworden, und da sie sich auf Anhieb gut verstanden, beschlossen sie, nach der Entlassung gemeinsam weiterzumachen. Roy Smith wurde sechs Monate früher nach Hause geschickt. Er wartete auf Rick Ramford und kundschaftete nur aus, wo es was zu holen gab.

Anschließend führten sie gemeinsam die Raubzüge durch, wobei sie schon bald den Spitznamen »The Robbers« bekamen. Bisher hatten sie der Polizei ein Schnippchen schlagen können, und das Stehlen des Koffers war die leichteste Aufgabe nach ihrer Knastentlassung gewesen.

Sie unterschieden sich im Äußeren und in ihrer Mentalität. Rick war schnell mit der Waffe dabei. Er hatte irisches Blut in den Adern, und in seinem fahlblonden Haar fand sich manch rötliche Strähne.

Er hatte ein blasses Gesicht mit zahlreichen Sommersprossen auf den Wangen und machte an sich einen harmlosen Eindruck.

Roy Smith war einige Jährchen älter. Im Gefängnis hatte er unter Haarausfall gelitten und war nach der Entlassung mit einer Halbglatze erschienen.

Doch seine Beweglichkeit hatte er nicht eingebüßt. Und in Ausdauer und Kondition machte er manch Jüngerem noch etwas vor.

Roy trug die dunklen Haarreste nach rechts und links zur Seite gekämmt, so daß auch die Ohren bedeckt waren. Sein Gesicht gab dem Betrachter einen gutmütigen Eindruck wider, nur der schmallippige Mund störte ein wenig.

Die Männer hatten sich vor allen Dingen auf Villeneinbrüche spezialisiert, bis sie vor drei Tagen von einem glatzköpfigen Typ angesprochen wurden, der ihnen 10.000 Pfund für einen Routinejob geben wollte. Sie brauchten nur einen Koffer aus einer bestimmten

Wohnung zu stehlen. Wenn sie ihn hatten, sollten sie zum Flughafen Heathrow fahren und dort die erste Überseemaschine nach New York nehmen.

Mehr hatte der Mann nicht gesagt. Als sie einverstanden waren, hatten sie 5000 Pfund Vorschuß bekommen und zwei Flugtickets.

Rick Ramford zündete sich eine Zigarette an und schirmte die Glut in der hohlen Hand ab. Eine alte Gewohnheit aus dem Knast. Rauchend schlenderten sie weiter. In ihren blauen Mänteln sahen sie aus wie zwei Geschäftsleute. Den Vorschuß hatten sie schon geteilt. In den Brieftaschen knisterten die Scheine.

»Mich würde wirklich interessieren, was in dem Koffer steckt«, meinte Ramford.

Smith blieb stehen. Der Wind wühlte seine wenigen Haare hoch.

»Mach dich nicht unglücklich, Junge. Dieser Glatzkopf hat verboten, den Koffer zu öffnen.«

»Richtig. Aber wenn da nun eine Bombe drin ist?«

»Kaum.«

Rick lachte. »Das sagst du. Ich frage mich sowieso, wie wir durch die Kontrolle am Flughafen kommen sollen. Wenn die verlangen, daß wir den Koffer öffnen, sehen wir lecker aus.«

»Das laß nur meine Sorge sein.«

»Wieso? Weißt du mehr?«

Roy Smith lächelte. »Vielleicht…«

»Rede, Mensch.«

»Nein.« Smith setzte seinen Weg fort, und Rick blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Manchmal ärgerte es ihn, daß Roy der Boß war, aber der hatte wirklich mehr auf dem Kasten und das gab Rick auch ohne weiteres zu.

Roy Smith blieb hart. Er ließ sich auf keine Diskussion mehr ein, sondern eilte mit schnellen schritten dem nächsten Taxistand entgegen. Dort standen immer Wagen, besonders nach Mitternacht.

»Wohin, Sir?« fragte ein Fahrer, als er Roy die Tür aufhielt.

»Heathrow!«

»All right, Sir.«

Roy und Rick stiegen ein. Sie waren zufrieden, ihre Aufgabe lag erfüllt hinter ihnen, und sie gestatteten sich sogar ein kleines Nickerchen. Denn Nerven besaßen die beiden Einbrecher, die hatten sie sich im Knast zugelegt.

Allerdings hätte sich der Driver gern muntere Gäste vorgestellt.

Wenn er das Schnarchen hörte, wurde er selbst müde. Als die Lichterkette des Flughafens in der Ferne auftauchte, weckte er seine beiden Fahrgäste.

»Sie haben ja herrlich geschlafen.«

»Das brauchten wir auch.«

Der Fahrer lachte. »So gut möchte ich es auch mal haben, aber ich muß nachts fahren.« Er ließ den Wagen auf einem der großen Parkstreifen ausrollen.

Roy Smith zahlte den Preis, stieg aus und nahm den Koffer mit.

Das Licht machte hier die Nacht zum Tag. Über die großen Rollfelder trieben Dunststreifen, die von Wind erfaßt wurden und als skurille Gebilde davonsegelten.

»Wo sollen wir hin?« fragte Ramford.

Smith schaute sich um. »Wir gehen an die Bar und trinken ‘ne Kanne Kaffee.«

»Wann startet denn die Maschine?«

»In drei Stunden.«

»Shit. Eine verdammt lange Zeit.« Rick Ramford schlug wütend mit der Faust in seine Handfläche. »Was sollen wir solange anstellen?«

»Kaffee trinken, mein Lieber, was sonst?«

»Du hast vielleicht Humor«, knurrte Ramford. »Leider nur den falschen.«

***

Ich trank das Wasser in langen, durstigen Zügen, und es schmeckte mir köstlicher als teurer Sekt. Shao hatte mir ein feuchtes Tuch in den Nacken gelegt, das die Schmerzen linderte. Jetzt hockte sie und Suko vor mir.

Beide schauten mich besorgt an.

Ich verzog das Gesicht und stellte das Glas zur Seite. »Was seht ihr mich so an? Bin ich ein Aussätziger? Das kann ja schließlich jedem passieren, daß er einen über den Schädel bekommt.«

Shao raffte ihren Morgenrock über die wohlgeformten Knie. »Wir machen uns nur Sorgen.«

Ich winkte ab. »Mir geht es schon wieder besser.« Gleichzeitig verzog ich das Gesicht, weil ein erneuter Schmerzstich durch meinen Schädel zuckte.

»Siehst du.« Sukos Stimme klang vorwurfsvoll.

»Gib mir lieber das Telefon.«

»Du brauchst einen Arzt«, stellte Shao fest und hielt Suko zurück, der sich schon auf den Weg gemacht hatte.

»Nein, ich brauche keinen Arzt.«

»Wie du willst.« Shao stand auf und verließ beleidigt das Zimmer.

»Ja, ja, die Frauen«, stöhnte der Chinese und stellte mir den Apparat hin. »Hier, ruf an.«

Ich wählte die Nummer unserer Fahndungsabteilung, die Tag und Nacht besetzt ist.

Als man dort meine Stimme hörte, stöhnte der Kollege auf. »Ausgerechnet Sinclair. Was ist los?«

»Es geht um Einbrecher. In meiner Wohnung ist eingebrochen worden. Es waren zwei Leute.«

»Beschreibung?«

»Kann ich dir nicht geben.«

»Du bist lustig.«

»Laß mich ausreden«, sagte ich. »Der eine war dunkelhaarig, der andere muß blondes Haar gehabt haben. Der Blondschopf war etwas kleiner als der Dunkelhaarige. Ist doch schon was, oder?«

»Kaum.«

»Außerdem müssen es zwei Spezialisten gewesen sein. Wie die mich einmachten, das war schon Profiarbeit.«

Der Kollege lachte schadenfroh. »Hat man dir einen über den Deckel gegeben?«

»Ja. Und es hat sogar geschmerzt, was bei dir ja nicht der Fall sein kann, denn da schlägt man auf Stroh. Und jetzt sieh zu, daß du einen Riemen auf die Orgel legst. Du erwischst mich in meiner Wohnung. Die Nummer ist bekannt.«

Ich legte auf.

»Was willst du machen, wenn sie tatsächlich gefunden werden?« fragte Suko.

»Dann gibt es Zunder. Die haben nicht aus eigenem Antrieb gehandelt, mein Freund. Da hat ein anderer ganz schwer dran gedreht, glaub mir das. Und jetzt laß mich aufstehen.«

Suko streckte seinen Arm aus, ich erfaßte die Hand und ließ mich aus dem Sessel ziehen.

Ich schwankte noch immer ein wenig, zudem machte ich im Schlafanzug eine lächerliche Figur, aber nach jedem Schritt ging es mir ein wenig besser.

Suko brachte mich zur Tür und meinte: »Ich werde mich sicherheitshalber anziehen. Könnte ja sein, daß wir noch einen Einsatz haben.«

»Möglich.«

Die Tür zu meiner Wohnung hatte ich offen gelassen. Ich lief ins Badezimmer und ließ Wasser über meinen Nacken laufen, der an einigen Stellen blau angelaufen war, das sah ich im Spiegel, als ich meinen Kopf drehte.

Ich schlüpfte in meine Kleidung und trank einen Schluck Saft.

Dann wartete ich.

Das Telefon hatte ich neben meinen Sessel gestellt. Eine halbe Stunde war seit dem Überfall vergangen. Die Diebe hatten in der Zeit schon einen großen Vorsprung herausholen können. Vielleicht waren sie gar nicht mehr in London, so daß eine Fahndung überhaupt keinen Sinn hatte. Zuerst jedoch mußten wir wissen, wer mich da überfallen hatte. Bisher war die Identitätsfrage nämlich ungeklärt.

Rasselnd schlug der moderne Quälgeist – sprich Telefon – an. Es war der Kollege von der Fahndungsabteilung. »Wir haben unsere Strohköpfe angestrengt«, sagte er, »und es ist sogar etwas dabei herausgekommen.«

»Sag nur.«

»Ja. Bei deinem Einbrecherpärchen kann es sich mit fast l00prozentiger Wahrscheinlichkeit um das Diebespaar des Jahres gehandelt haben. The Robbers.«

»Kenne ich nicht.«

»Die sind spitze in ihrem Fach«, sagte der Kollege. »Der eine heißt Roy Smith, der andere hört auf den Namen Rick Ramford. Im Knast haben die sich kennengelernt, und seit der Entlassung arbeiten sie als gefährliches Duo. Sind Spezialisten.«

»Einer wollte mich sogar umbringen. Dieser Blonde.«

»Das ist Ramford. Er neigt zur Gewalttätigkeit.«

Ich massierte meinen Nacken. »All right, dann laß bitte die Fahndung ausschreiben.«

»Ist schon erledigt. Großfahndung. Alle Polizeidienststellen, Flughäfen, Bahnhöfe und so weiter…«

»Klasse.«

»Sag mal, was ist dir eigentlich gestohlen worden?« fragte mich der Kollege.

»Ein Koffer.«

»Was, mehr nicht? Und deshalb machst du solch einen Wirbel.«

»Ja, deshalb«, erwiderte ich und legte auf.

***

Der Kaffee munterte zwar auf, hinterließ aber einen schlechten Geschmack im Mund. Ricky Ramford schüttelte sich. »Noch eine Tasse von der Brühe trinke ich nicht.«

»Deine Sache«, meinte Smith.

Auch er war nicht mehr so konzentriert, wie noch vor einer Stunde. Das lange Warten ging beiden auf die Nerven. Smith fraß die Zigaretten. Für 20 Glimmstengel brauchte er nur ein Streichholz.

Sein Gesicht war von einer blaugrauen Wolke umhüllt. Zusammengekauert saß er auf dem Barhocker und stierte trübe gegen seine Füße, wo er die Umrisse des Koffers sah. Er hatte das wertvolle Stück zwischen die Beine gestellt.

Rick Ramford konnte nicht ruhig sitzenbleiben. Mal stand er an der Bar, mal saß er. Immer wieder schweiften seine Blicke durch die leere Halle. Der Anblick der Sicherheitsbeamten bereitete ihm Unbehagen. Er fragte sich, wie sie den Koffer durch die Kontrolle schmuggeln sollten.

Nur wenige Besucher saßen in den Sesseln oder hatten sich sogar auf

den Wartebänken lang gemacht. Die Lichter an den Ständen der Fluggesellschaften waren auf ein Minimum reduziert. Hinter der viereckigen Bar gähnte die Bedienung. Auch der Frau stand die lange Nachtschicht im Gesicht geschrieben. Unter ihren Augen befanden sich dunkle Ringe.

»Noch ‘n Kaffee?« fragte sie, als sie Rickys Blicke auf sich gerichtet sah.

»Nein, lieber einen Saft.«

»All right.« Müde setzte sich die Frau in Bewegung und öffnete eine kleine Flasche mit Orangensaft. Sie ließ den Saft in ein Glas laufen. »Kann ich dann kassieren?«

»Mein Freund zahlt«, sagte Ramford und grinste. Danach leerte er das Glas mit einem Zug.

Roy beglich die Rechnung.

Immer noch über eine Stunde bis zum Abflug. Die Zeit wollte einfach nicht vorbeigehen.

Zwei Polizisten erschienen. Sie schlenderten nebeneinander her.

Rick Ramford sah sie aus den Augenwinkeln, und sofort spannte sich sein Körper.

»Das sind Bullen«, flüsterte er Roy zu.

»Und?«

»Vielleicht suchen die uns.«

»Mach dir nicht in die Hose, Mensch.«

Die beiden Polizisten gingen vorbei. Wie es schien, würdigten sie die Männer an der Bar mit keinem Blick.

Die Beamten verschwanden wieder, und Rick atmete auf.

Roy grinste. »War wohl nichts.«

»Na ja…«

Plötzlich zuckte Roy Smith zusammen. Er drehte seinen Körper nach rechts. Ricky Ramford bemerkte die Bewegung und schaute über die Schulter seines Kumpans.

Ein Mann kam herbei und steuerte die Bar an. Obwohl Rick ihn noch nie zuvor gesehen hatte, wußte er Bescheid, als er die Glatze, das runde Gesicht und die Nickelbrille vor den Augen entdeckte.

Dieser Kerl mußte Mondo sein.

Er war es in der Tat. Das bekam Rick bewiesen, als der Mann neben Smith stehenblieb.

»Und?« fragte er.

Roy nickte. »Es hat alles vorzüglich geklappt.«

Der Glatzkopf gestattete sich ein kleines Lächeln, wobei seine Augen jedoch kalt blieben. »Hat er Schwierigkeiten gemacht?«

»Etwas. Fast hätte Rick ihn erstochen.«

Als Mondo das hörte, krauste er die Stirn. »Und warum hat er es nicht getan?«.

»Dafür sind wir ja nicht bezahlt worden. Zudem arbeiten wir als Einbrecher, nicht als Killer.«

»Sie hätten noch einmal 10.000 für den Mord bekommen«, sagte Mr. Mondo.

»Das wußten wir vorher nicht. Jetzt ist es zu spät. Freuen Sie sich doch, daß wir den Koffer haben.«

»Wenigstens etwas.«

»Wollen Sie was trinken?« fragte Roy Smith.

»Nein.«

»Wie geht das überhaupt in New York über die Bühne? Ich meine, wem sollen wir den Koffer geben?«

»Man wird auf Sie beide zukommen. Ich habe unseren Kontaktmann bereits informiert.«

Smith nickte. Rick Ramford hatte bisher nur zugehört. Jetzt aber mischte er sich ein. »Wenn Sie uns schon den Job gegeben haben, Mister, dann sagen Sie uns wenigstens, was der Koffer enthält.«

Der Glatzkopf im grünen Trench schaute Ricky an. »Das hat Sie nicht zu interessieren.«

Ramford lachte. »Bringen Sie ihn durch die Kontrollen, Mann?«

»Deshalb bin ich gekommen.«

Da schwieg Ramford. Diese Antwort hatte ihn überrascht, denn damit hätte er nicht gerechnet. Er zündete sich eine neue Zigarette an. »Und wie wollen Sie das schaffen?«

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein.«

»Dann fliegen wir mit dem Koffer gar nicht nach New York?« wollte Smith wissen.

»Doch. Sie bekommen ihn ja zurück. Und zwar kurz bevor Sie einsteigen.«

»Wie wollen Sie das denn machen?« fragte Ramford überrascht.

»Meine Sache.«

Ricky mochte diesen Glatzkopf nicht. Das zeigte er ihm auch.

»Warum fliegen Sie eigentlich nicht selbst nach New York und geben den Koffer ab?«

Die Antwort kam knallhart. »Sie werden nicht dafür bezahlt, daß Sie Fragen stellen, sondern dafür, daß Sie einen Auftrag ausführen. Bisher haben Sie nur die Hälfte geschafft. Nun halten Sie sich ruhig, Ramford.« Mr. Mondo schaute Rick so eisig an, daß dieser eingeschüchtert den Mund hielt.

»Und jetzt geben Sie mir den Koffer«, verlangte Mondo.

Smith überreichte ihn.

Der Glatzkopf nickte den beiden Männern zu und verschwand. Im Weggehen sagte er: »Wir sehen uns noch.«.

Ricky Ramford schüttelte den Kopf. »Das ist irre, das ist Wahnsinn. Ehrlich. Wenn mir das einer erzählt hätte, würde ich ihn für einen

Lügner halten.«
»Es ist aber eine Tatsache.«
»Ja.«
Die Halle war nicht mehr so leer. Inzwischen trafen nach und nach die ersten Fluggäste ein, die ebenfalls in Richtung New York düsen wollten. Es war kein Jumbo, der flog, sondern eine vierstrahlige Boeing 707. Rick schaute sich die Passagiere an, die oft zur großen Anzeigetafel hochschielten.
Meist Geschäftsleute, kaum Touristen, denn dies hier war kein Charterflug. Ein paar Frauen befanden sich auch darunter, die Rick sehr interessierten.
Konnte ja ein netter Flug werden. Er grinste.
Roy Smith stieß seinen Kumpan an. »Komm mit. Wir gehen schon in den Warteraum.«
Ricky war einverstanden. Sein Flugticket hielt er bereit, als sie die erste Kontrolle passierten. Ein langer Gang nahm sie auf. Dann kam die zweite Kontrolle.
»Sie haben kein Gepäck?« wurden sie gefragt.
»Nein.«
Das machte den Beamten offenbar mißtrauisch. Sie wurden untersucht und dazu in einen kleinen Nebenraum geführt. Zum Glück hatten sie ihre Waffen zuvor versteckt, so daß sie sauber waren.
»Sie können gehen. Angenehmen Flug.«
Schweigend verließen die beiden Männer den Kontrollraum. »Wir hätten Handgepäck mitnehmen sollen«, meinte Rick.
Sein Kumpan winkte ab.
Im Free Shop strolchten sie herum und schauten sich die Billigangebote an, ohne allerdings etwas zu kaufen.
Noch eine halbe Stunde.
Der erste Aufruf erfolgte. Die Passagiere nach New York sollten sich bereithalten.
Die beiden Diebe standen am Fenster und schauten auf das Rollfeld. Es war noch immer dunkel. Dunstfetzen trieben weiterhin als lange Schleier über das Rollfeld. Die Männer sahen eine dichte sich bewegende Lichterkette, die über das Rollfeld kroch.
Es war die Boeing.
Nur von Mr. Mondo sahen sie nichts. Hatte sich der Kerl verzogen und ließ sie jetzt allein und ohne den Koffer nach New York düsen?
Zuzutrauen wäre es ihm schon, doch beide Diebe fragten sich, welch einen Grund das haben sollte.
Der Koffer war schließlich am wichtigsten.
Die Maschine rollte an den langen Schlauch heran. Die Passagiere wurden nicht mit einem Zubringerbus bis an das Flugzeug transportiert. Sie konnten durch den Schlauch direkt in die Maschine

hinein.

Und plötzlich war Mr. Mondo wieder da. Sie hatten ihn gar nicht gesehen. Als er neben ihnen stand und sie ansprach, erschraken beide.

Roy Smith schluckte. »Wie haben Sie das denn geschafft?«

Mondo überreichte ihm den Koffer. »Mein Geheimnis. Sonst alles klar bei Ihnen?«

»Ja.«

»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Reise, Gentlemen«, sagte der und lächelte dabei.

Smith krauste die Stirn. »Verdammt, der spielt falsch«, murmelte er, »sogar sehr falsch.«

»Wieso?«

»Ich traue ihm nicht, das ist alles. Dieser Kerl ist mir nicht geheuer.«

»Auf einmal?«

»Ja.«

»Egal, wir fliegen nach New York und lassen uns von netten Stewardessen verwöhnen. In Manhattan kassieren wir noch einmal ab, schauen uns New York an, und vielleicht gibt es da sogar noch etwas zu holen. Was meinst du?«

»So optimistisch bin ich nicht«, erwiderte Smith düster.

»Und wieso auf einmal?«

»Ich weiß auch nicht. Aber ich habe so ein komisches Gefühl. Mein rechter großer Zeh juckte, das gibt Ärger, sage ich dir. Sogar sehr schweren Ärger…«

Rick Ramford winkte ab. Dafür lächelte er, als die Stewardeß freundlich sagte: »Willkommen an Bord, meine Herren…«

***

Wir fuhren mit Rotlicht und Sirene. Wir, das waren Suko, zwei Polizisten der Streife und ich.

Unser Ziel: Der Flughafen!

Suko und ich saßen im Fond. Wir waren auf einen harten Kampf eingerichtet. Mir ging es wieder besser. Vom Schlag in den Nacken spürte ich nur noch ein leichtes Ziehen.

Die Fahndung hatte tatsächlich einen Erfolg gehabt. Daran hatte ich selbst nicht so recht geglaubt, aber manchmal erlebte man doch Überraschungen. Als der Anruf mich erreichte, war ich wie elektrisiert hochgesprungen. Die beiden Diebe waren von zwei Polizisten am Flughafen gesehen worden. Noch vom Airport aus hatten sie angerufen und mich vor die Entscheidung gestellt, festnehmen oder nicht.

Ich hatte mich dagegen entschieden. Und zwar aus folgendem Grund. Wenn die Sicherheitsbeamten die beiden Diebe unter Arrest gestellt hätten, wäre das ohne Zweifel ein Erfolg gewesen. Wir hätten die

Männer durch die Verhörmühle drehen können, wobei es unsicher war, ob sie etwas gesagt hätten. Nahmen wir sie aber nicht fest und setzten wir sie nur unter Beobachtung, konnte ich unter Umständen herausfinden, wer ihnen den Auftrag gegeben hatte, den Koffer zu stehlen. Denn die Flucht zum Flughafen hatte sicherlich ihre Bedeutung. Sie taten nichts ohne Grund. Daß der Koffer noch vorhanden war, hatten mir die Polizisten bestätigt. Die beiden Diebe blieben auch weiterhin unter Kontrolle. Über Autotelefon erfuhren wir, daß die Männer Flugtickets für New York besaßen, wobei ich mich fragte, was sie in New York wollten, und wer sie hinbestellt hatte.

Dann erlebten wir eine Enttäuschung. Bei der Kontrolle hatten sie den Koffer nicht mehr.

Wir erfuhren es auf der Fahrt nach Heathrow, und ich wurde blaß, als ich das hörte.

War unser Plan in die Hose gegangen?

»Sieht ganz so aus, als hätten sie uns geleimt«, meinte Suko und verzog das Gesicht.

Ich stimmte ihm zu, sagte aber nichts, sondern preßte wütend die Lippen zusammen.

Es war also doch ein Fehler gewesen, nicht sofort einzugreifen.

Aber wer konnte das schon ahnen?

»Willst du umkehren?« fragte der Chinese.

»Nein, Suko, wir halten durch. Ich will die beiden haben. Und wenn ich sie aus der Maschine hole.«

»Deine Entscheidung.«

Wieder meldete sich das Telefon. Eine grüne Lampe flackerte am Armaturenbrett auf. Der Beamte auf dem Beifahrersitz hob ab und hörte schweigend zu. Dann hängte er wieder ein und drehte sich um. Sein Gesicht zeigte ein Lächeln, als er sagte: »Der Koffer ist wieder da, Sir.«

»Wie?«

»Ja, die beiden befinden sich jetzt im Free Shop. Mit dem Koffer.«

»Dem gleichen?«

»Die Beamten haben wenigstens keinen Unterschied feststellen können, Sir.«

Ich hob die Schultern. »Verstehst du das, Suko?«

»Nein.«

Ich schaute nach draußen und sah die flache Landschaft. Eine Ebene, über der die Dunkelheit lag. Weit in der Ferne schimmerten Lichter. Das war Heathrow. Wir sahen auch die Beleuchtung am Tower. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Wieso besaßen die beiden Diebe den Koffer jetzt wieder? Und wo hatten sie ihn versteckt gehabt, daß er sogar den Kontrollbeamten entgangen war?

Ich kam da nicht mehr mit. Trotzdem war ich froh, daß der Koffer wieder aufgetaucht war.

Ein Blick auf die Uhr.

In einer Viertelstunde startete die Maschine. Und wir hatten den Airport noch nicht erreicht. Es wurde zu einem Wettlauf mit der Zeit, dessen war ich sicher. Wenn wir Pech hatten, waren die beiden Diebe verschwunden, und ich konnte mir das dann auf die Fahne schreiben.

Suko ahnte, welche Gedanken mich bewegten und versuchte, mir Mut zu machen. »Keine Bange, John, wir schaffen es schon.«

»Schön wär's.«

»Seit wann bist du so pessimistisch?«

»Weil ich das dumpfe Gefühl habe, daß Dr. Tod wieder seine Finger im Spiel hat. Er hat doch wohl das größte Interesse daran, daß der Koffer gestohlen wird.«

»Und wo will er ihn hinbringen?«

»Was weiß ich, wo er sich aufhält? Alle Spuren deuten in die Staaten. Es scheint, daß er sich dort einen neuen Stützpunkt aufgebaut hat. Sein Sarglager hier kann er sich ja von der Backe wischen.« Ich spielte damit auf den Fall der fliegenden Särge an. Dieses Rätsel war noch immer nicht gelöst. Ich war sicher, daß da etwas im Untergrund schwelte. Vielleicht würden wir in Zukunft mit einer ganzen Invasion von Ghouls Ärger bekommen oder auch Vampiren.

Für solche Dämonenarten sind Särge die besten Unterschlüpfe.

Unser Fahrer drückte noch mehr auf das Gaspedal. Er ging auch nicht mit der Geschwindigkeit herunter, als eine weite Kurve im Licht der beiden Scheinwerfer auftauchte. Nur gut, daß die Straßen nicht glatt waren. Nach den starken Schneefällen der letzten Woche waren sie gut geräumt worden.

Ich dachte wieder an die Diebe. Hoffentlich konnten wir sie noch fassen. Wenn sie erst mal in New York waren, würde es schwer sein.

Dabei ahnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht, wie sehr ich mich irrte und welch eine grauenhafte, makabre Wendung der Fall noch nehmen sollte.

Erleuchtete Schilder wiesen auf den großen Zubringer zum Airport hin. Wir mußten jetzt von der Straße ab und fuhren in die Auffahrt. Der Polizeiwagen ging sofort auf die rechte Seite, um überholen zu können. Ich bat den Beifahrer, die Sirene abzustellen. Unsere Ankunft sollte nicht unbedingt schon von weitem bemerkt werden.

Er kam der Aufforderung nach.

Weiter.

Parkplätze, zum großen Teil leer, erschienen rechts und links der gut ausgebauten Fahrbahn. Jetzt würde es nur noch wenige Minuten dauern, dann hatten wir es geschafft.

Zum Glück konnte ein Polizeiwagen bis dicht an einen der großen

Eingänge fahren.

Genau fünf Minuten vor dem Abflug stoppte der Fahrer den Streifenwagen.

»Alles klar, Sir«, sagte er und grinste.

Ich stieß die Tür auf. »Sie sind eine Wucht, mein Lieber.«

»Danke, Sir.«

Suko und ich hasteten in die große Halle. Die große Glastür hatte sich leicht aufstoßen lassen. Sofort wandten wir uns nach links, wo die elektronisch betriebene Anzeigetafel hing und die Ankunftsund Abflugszeiten aufgeführt waren.

Der Chef der Sicherheitspolizei erwartete uns bereits. Ich stellte Suko und mich vor.

»Kommen Sie mit, Sir, die beiden Männer sitzen bereits in der Maschine. Möchten Sie sie herausholen?«

Ich mußte mich innerhalb Sekunden entscheiden. »Nein«, sagte ich. »Das auf keinen Fall. Kann ich mitfliegen?«

»Nach New York?«

»Ja.«

»Wenn Sie wünschen, Sir.«

»Natürlich. Und mein Partner ebenfalls. Vorausgesetzt, es sind noch Plätze frei.«

»Mehr als das.«

»Dann kommen Sie.«

Wir eilten los. Ein paar Menschen schauten uns erstaunt hinterher, wie wir durch die große Halle hasteten. Bis Suko einen Ruf ausstieß.

Ich blieb stehen. »Was ist?«

Der Chinese deutete nach rechts.

Und dort sah ich einen Bekannten. Obwohl er uns den Rücken zuwandte und auf einen der Seitenausgänge zustrebte, war doch zu erkennen, daß es sich bei ihm um Mr. Mondo handelte.

Was tun?

Suko nahm mir die Entscheidung ab. »Flieg du allein, John. Es ist dein Koffer. Ich kümmere mich um Mondo.«

»Einverstanden.«

Ich konnte Suko nicht einmal viel Glück wünschen, so rasch war er verschwunden.

Für mich aber wurde es höchste Eisenbahn.

***

Die Stewardeß lächelte mich an, als ich ziemlich außer Atem die Maschine betrat. »Das war im letzten Moment, Sir«, sagte sie. »Trotzdem, willkommen an Bord.«

»Danke.« Ich drückte mich an ihr vorbei und betrat das Flugzeug.

Die Stewardeß schloß die Tür. Mit einem satten Laut fiel sie zu.

Ich schaute mich um.

Mein Kommen hatte niemand interessiert. Der Einstieg befand sich etwa in der Mitte. Nur eine ältere Frau hatte den Kopf gedreht, um mich sehen zu können.

Wo steckten die beiden Diebe?

Ich hatte jetzt keine Zeit, nach ihnen zu suchen, denn die freundliche Stewardeß wollte mir einen Platz zuweisen.

»Ich habe kein Ticket«, erklärte ich ihr und präsentierte statt dessen meinen Ausweis. »Ich befinde mich in einer besonderen Situation. Der Flug geht in Ordnung, es ist alles abgesprochen.«

»Danke, Sir.« Ihr Lächeln zeigte eine Spur von Unsicherheit, verständlich.

Im hinteren Teil der Maschine fand ich einen Platz, direkt am Fenster. Neben mir waren die Spitze ebenso frei wie die nach dem Mittelgang. Ich schnallte mich an, während die vier Triebwerke heulten und die Boeing langsam Schub bekam.

Noch nie im Leben hatte ich mich so schnell zu einem Flug entschlossen. Wirklich sagenhaft.

Die Maschine rollte zur Startbahn. Ich merkte, daß sie schneller wurde, die Kräfte preßten mich in den Sitz.

Das Flugzeug rollte zur Startbahn. Es fuhr einen großen Bogen. Ich schaute aus dem Fenster und sah auch die hell erleuchtete Startbahnmarkierung.

Schneller und schneller wurde die Maschine, hatte jetzt die Startbahn erreicht und hob ab.

Da war es wieder. Dieses Ziehen im Magen, das bei mir immer dann eintrat, wenn die Maschine abhob. Unter mir verschwand die Erde. Die Boeing stieß mit ihrer Nase schräg in den noch dunklen Himmel hinein und ging auf Westkurs.

Ich sah die Ausläufer von London unter uns weghuschen. Ein heller Lichtteppich, und irgendwie machte sich ein Abschiedsgefühl in mir breit.

Wir durften uns wieder losschnallen. Die beiden Stewardessen halfen einigen Personen, ich schaffte es ohne Hilfe. Dann begrüßte uns der Kapitän, er sprach über die voraussichtliche Flugzeit, über Höhe, Geschwindigkeit und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich das Wetter so halten möge.

Ich kannte diese Sätze und hörte gar nicht mehr hin. Mich beschäftigten die beiden Diebe und mein Koffer.

Wo hockten sie? Und wie würden sie reagieren, wenn sie mich sahen? Es sah ja so aus. Die beiden Diebe hatten mich genau gesehen.

Ich sie nicht, denn dazu war es in meiner Wohnung zu dunkel gewesen. Ich konnte also nur auf zwei Männer achten, die einen Koffer bei sich trugen. Aber den hatte fast jeder.

Nur kannte ich meinen Koffer genau und würde deshalb auch die Männer identifizieren.

»Möchten Sie etwas trinken, Sir?« Die Stimme der Stewardeß unterbrach meine Gedanken.

Ich schaute in ihr Gesicht. Es war ein wenig breit, aber es hatte seinen Reiz. »Wenn Sie mir vielleicht etwas zu essen bringen können?«

»Das Frühstück servieren wir erst…«

»Einen Sandwich.«

»Den können Sie haben.«

»Danke.«

Ich hatte wirklich Hunger, bekam ihn und aß ihn mit großen Bissen. Dazu trank ich Kaffee aus der Bordküche. Er schmeckte ganz passabel, wenn er auch den Vergleich mit Glendas Getränk nicht standhielt.

Wir würden in Irland noch einmal zwischenlanden. Bis dahin geschah nichts Außergewöhnliches.

Fünf Fluggäste stiegen noch zu, die sich im hinteren Drittel der Maschine verteilten.

Nach dem Start wurde das Frühstück serviert. Es schmeckte mir ausgezeichnet. Als ich die letzte Tasse Kaffee trank und eine Verdauungszigarette rauchte, fühlte ich mich zufrieden.

Schon bald wühlten unter uns die Wellen des Atlantiks. Inzwischen war es auch hell geworden, doch die Sonne konnte gegen die dichte Wolkenbank über dem Meer nicht ankommen. Bis wir höher stiegen und über den Wolken flogen.

Da stand sie dann, die strahlende Wintersonne, und badete unsere Maschine. Die Menschen bekamen sofort bessere Laune. Und für mich wurde es Zeit, mit dem Captain zu reden. Ich wollte in die Kanzel, dazu mußte ich allerdings durch den Mittelgang gehen und ging das Risiko einer vorzeitigen Entdeckung ein.

Doch es kam anders.

Etwa zehn Sitze vor mir stand jemand auf. Ein Mann mit blonden Haaren, das sah ich sofort und war wie elektrisiert.

Der Kerl trug zwar seinen Mantel nicht mehr, trotzdem erkannte ich ihn. Es war der Typ, der mir das Messer in den Leib hatte stoßen wollen. Jetzt konnte es interessant, aber auch gefährlich werden, denn der Blonde, er hieß Rick Ramford, wie ich inzwischen wußte, schaute sich die Passagiere an, die rechts und links des Mittelganges saßen. Dabei nahm er besonders die Frauen aufs Korn, aber auch die Männer ließ er nicht aus.

Er mußte mich erkennen.

Ich setzte mich etwas zur Kante hin, so daß ich schnell aus dem Sitz kommen konnte.

Er kam näher.

Meine innere Spannung wuchs mit jedem Schritt, den der Blonde

zurücklegte.

Noch zwei Sitze.

Jetzt noch einer.

Dann war er da.

Er schaute zuerst nach rechts. Dort saß einer der in Irland zugestiegenen Passagiere und peilte Ramford über den Rand seiner Brille hinweg an.

Rick senkte den Blick, drehte den Kopf – und blieb stehen, als wäre er vor eine Wand gelaufen. Seine Augen weiteten sich, der Mund blieb ihm vor Staunen offen, er wollte einfach nicht glauben, was er sah.

Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, meine Beretta zu ziehen, war jedoch davon abgekommen, weil ich keine Panik heraufbeschwören wollte. Die Menschen reagierten auf Waffen im Flugzeug allergisch.

»So sieht man sich wieder«, sagte ich.

Er schluckte. »Sinclair!« knurrte er. »Verdammt, dich schickt der Teufel.«

»Nein, ich bin freiwillig gekommen. Ihr habt eben zu viele Fehler gemacht.«

»Scheißbulle.«

»Langsam.« Ich drehte mich etwas. »Schließlich habt ihr mir den Koffer gestohlen, und es wäre interessant zu erfahren, was ihr mit ihm vorhabt. Wo sollt ihr ihn hinbringen?«

»Ich werde nichts sagen!«

»Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben. Ich werde mir den Koffer zurückholen.«

Ramford holte tief Luft. »Das wirst du nicht!«

»Wollen Sie mich daran hindern?«

Als Antwort schlug er zu. Seine Faust kam verdammt schnell, aber ich hatte aufgepaßt. Hastig nahm ich den Kopf zur Seite, und die geballte Hand pfiff an meinem Gesicht vorbei. Der Mann konnte den eigenen Schwung nicht mehr bremsen und kippte mir entgegen.

Während ich ihn mit einem klassischen Haken empfing, hörte ich die aufgeregten Rufe der Passagiere, die unserem Kampf zuschauten. Rücksicht konnte ich jetzt nicht mehr nehmen.

Ich krümmte die rechte Hand und ließ sie fallen. Dem Schlag konnte der Blonde nicht mehr ausweichen. Er zuckte noch einmal, rollte von meinen Knien und blieb zwischen den Sitzen liegen.

Ich kam hoch. Um Ramford brauchte ich mich nicht zu kümmern.

Ich kannte die Wirkung meiner Treffer.

Aber da war noch der zweite.

Dieser Smith hatte genau gemerkt, daß etwas nicht stimmte. Er war als einer der ersten aufgesprungen. Kaum befand ich mich im Gang, als er mich auch schon sah.

Schrecken und Erkennen zeichneten sein Gesicht. Aber er verdaute

die Überraschung besser als sein Kumpan. Mit einem heftigen Schlag verschaffte er sich freie Bahn und rannte auf mich zu. Die Fäuste hatte er halb erhoben, ich rechnete auch mit einem Fausthieb, doch es kam ein gemeiner Tritt.

Diese Tricks lernt man wohl im Knast, und ich fiel darauf herein.

Ich konnte zwar noch etwas abdrehen, trotzdem traf mich sein Fuß, und es tat gemein weh.

Ich wurde nach hinten geschleudert und wäre gefallen, wenn ich nicht die Arme ausgebreitet und meine Hände an den Sitzen Halt gefunden hätten.

So blieb ich auf den Beinen.

Smith lachte, als er seinen Lauf abstoppte und mir jetzt die Faust in den Magen hämmern wollte.

Da trat ich zu.

Plötzlich krümmte er sich zusammen, stieß einen heulenden Laut aus und preßte beide Hände auf die getroffene Stelle. Ich hätte gern nachgesetzt, aber immer noch litt ich unter den Nachwirkungen seines gemeinen Tritts.

Ich sackte in die Knie, biß die Zähne zusammen, daß es knirschte, und sah auch die entsetzten Gesichter der Passagiere. Alle waren jetzt aufgestanden, keiner machte Anstalten einzugreifen, nur die Stewardeß eilte auf die Pilotenkanzel zu, um dem Captain Bescheid zu geben.

Zur gleichen Zeit waren wir wieder fit. Smith wischte sich über die Lippen und warf sich mir entgegen. Dabei hielt er die Arme ausgestreckt. Ausweichen konnte ich nicht, so nahm ich ihn voll und direkt mit einem Konterschlag, der seine Deckung zur Seite fegte.

Smith fiel zwischen die Sitze, nachdem er noch einen weiteren Treffer kassiert hatte.

Dann war ich über ihm. Ich packte ihn am Kragen, hievte ihn hoch und schlug zu.

Für einen Augenblick sah ich seine weit aufgerissenen Augen in dem erschreckten Gesicht dicht vor mir, dann traf ihn der Hammer.

Bewußtlos sackte Smith zusammen.

Geschafft!

Jetzt hinderte mich niemand mehr daran, meinen Koffer zu nehmen. Ich drehte mich um und starrte in die Mündung einer Pistole, die ein Uniformierter in der rechten Hand hielt.

»Sie heben die Arme!« befahl er mir.

Ich gehorchte erst einmal. Es war nie sicher, wie diese Leute reagierten, wenn man ihren Befehlen nicht nachkam.

Scharf schaute mich der hagere Mann an. Unter dem Mützenschirm sah ich das hagere sonnenbraune Gesicht, in dem die schmale, leicht gebogene Nase sofort auffiel.

Ich hatte den Flugkapitän vor mir und gestattete mir ein Lächeln, was ihn irritierte. »So lächerlich finde ich das gar nicht«, sagte er.

»Sie haben hier zwei Männer niedergeschlagen und scheinen sich noch darüber zu freuen.«

»Darf ich Ihnen etwas erklären, Captain?«

»Ich bitte darum.«

»Aber nicht hier. Gibt es einen Raum, in dem wir ungestört miteinander reden können?«

Der Flugkapitän überlegte. Im großen Passagierraum war es still geworden. Niemand gab mehr einen Kommentar ab. Alle schauten auf den Kapitän und mich.

»Ist das auch kein Trick, Mister?«

»Nein. Ich bitte Sie um dieses Gespräch.« Fest schaute ich den Mann dabei an, und er war einverstanden.

»Kommen Sie, Mister.«

Ins Cockpit gingen wir nicht. Dort hatte kein Fremder etwas zu suchen. Wir wandten uns in die entgegengesetzte Richtung, die der Flugzeugführer mir mit dem Lauf der Waffe anzeigte. Die Passagiere schauten mich feindselig an, als ich durch den Mittelgang schritt.

Für sie war ich ein Gangster.

Ich öffnete die Tür, wo es auch in die kleine Pantry der Stewardessen ging und der Weg zu den Toiletten führte. Wir gingen in die Pantry. Der Kapitän schloß die Tür, hielt mich aber mit seiner Waffe weiterhin in Schach.

»Sie können die Pistole wegstecken«, sagte ich. »Ich bin völlig harmlos.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

Ich hob die Schultern. »Wie Sie wollen. Darf ich in die Tasche greifen?«

»Aber langsam.«

»Natürlich.« Ich holte mit spitzen Fingern meinen Sonderausweis hervor und warf das eingeschweißte Dokument auf einen kleinen Tisch, wo drei Tabletts standen. »Lesen Sie.«

Der Flugkapitän ging einen Schritt zur Seite und nahm den Ausweis mit der linken Hand an sich.

Wäre ich ein Highjacker gewesen, hätte ich den Mann jetzt überwältigen können, die Mündung zeigte an mir vorbei.

Er las. Und seine Augen wurden groß. Automatisch ließ er die Pistole sinken, dann steckte er sie weg.

»Alles klar?« fragte ich.

»Sicher, sicher.« Er hob den Blick und schaute mich an, während ich meinen Ausweis wieder einsteckte. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair, aber ich wußte nicht, daß Sie…«

»Schon gut.«

Er streckte mir die Hand hin. »Mein Name ist übrigens Brittan, Jack Brittan.«

»Meinen kennen Sie ja«, lächelte ich.

»Und was wird hier eigentlich gespielt?« wollte er wissen.

Ich berichtete ihm, daß ich sozusagen ein blinder Passagier war und daß ich diese beiden Kerle verfolgt hatte. Er unterbrach mich kein einziges Mal, fragte aber: »Was soll jetzt geschehen?«

»Gibt es hier irgendwo einen Raum, in den man die Männer verfrachten könnte?«

»Den Gepäckraum höchstens.«

»Das ist gut. Wir müßten die Kerle natürlich fesseln, denn sie sind gefährlich.«

»Handschellen habe ich leider nicht«, sagte er bedauernd.

»Ich auch nicht. Bis wir in New York sind, dauert es ja noch«, sagte ich. »Mal sehen, was die da vorhaben.«

»Dann sind die nicht auf eigene Faust geflogen?«

»Nein, Captain. Dahinter steckt System. Die Kerle haben einen Auftrag bekommen.«

»Wissen Sie, von wem?«

»Ja.«

»Dann ist es doch nicht schwierig, die Spur weiter zu verfolgen.«

Normalerweise nicht, dachte ich. Aber der gute Captain Brittan wußte nichts von Dr. Tod und dessen Mordliga. Er kannte die Zusammenhänge nicht und brauchte sie auch nicht zu kennen. Deshalb antwortete ich mit einem ausweichenden »Mal sehen.«

»Ich helfe Ihnen, die beiden zu verstauen«, bot sich der Pilot an.

»Sie können sie dann auch verhören.«

»Danke, das ist gut.«

Wir gingen wieder zurück in den Passagierraum. Die Fluggäste schauten uns erstaunt an, als wir einträglich nebeneinander herschritten. Damit hatte wohl niemand gerechnet.

Brittan sah sich veranlaßt, eine Erklärung zu geben. »Oberinspektor Sinclair ist Scotland-Yard-Beamter«, sagte der Captain. »Das war vorhin ein Mißverständnis. Die beiden bewußtlosen Männer stehen auf der anderen Seite des Gesetzes.«

»Wollten die das Flugzeug highjacken?« fragte eine Frau mit schrill klingender Stimme.

»Das nicht gerade, aber es ist besser, wenn wir sie fesseln und in den Gepäckraum stecken.«

»Huch, das ist ja richtig spannend«, meinte eine andere Frau und schauderte.

Ich zog die beiden Männer in die letzte Sitzreihe. Dort legte ich sie nebeneinander. Ich hatte bewußt ein wenig härter zugeschlagen, sie sollten für zwei Stunden Ruhe geben.

Die Stewardessen hatten unsere Unterhaltung gehört und sofort richtig reagiert. Es war ihnen gelungen, Stricke aufzutreiben, mit denen ich die Kerle fesseln konnte.

Der Pilot schaute mir zu. »So etwas ist mir auch noch nicht passiert«, sagte er. »Und dabei fliege ich schon über zehn Jahre.«

Ich grinste. »Man lernt nie aus.«

»Da sagen Sie was.«

Die Stewardeß hatte mir die Stricke gegeben, und ich wollte die bewußtlosen Männer gerade fesseln, als eine blecherne Lautsprecherstimme ertönte, aus der ich sehr wohl das Zittern heraushörte, als stünde der Sprecher unter Streß oder hätte Angst.

»Captain Brittan, würden Sie bitte in das Cockpit kommen?«

Der Pilot schaute mich an. »Was soll das denn?« murmelte er.

Dann wieder die Stimme. »Bitte, Captain, es ist dringend.«

Ich wußte zwar nicht, ob diese Aufforderung unmittelbar etwas mit meinem Fall zu tun hatte, bekam aber doch ein ungutes Gefühl.

»Kann ich Sie begleiten?« fragte ich leise.

»Sicher.«

Als wir durch den Mittelgang schritten, hörten wir die besorgten Stimmen der Passagiere. »Da ist doch nichts passiert – oder? Machen Sie jetzt keinen Ärger, Captain.«

»Nein, nein, Ladies and Gentlemen, es ist alles in Ordnung, soweit ich sehen kann.« Die Stimme des Mannes klang ruhig und sachlich.

Sie ließ Panik erst gar nicht aufkommen. Mit Blicken gab der Pilot seinen Stewardessen zu verstehen, daß sie sich um die Passagiere kümmern sollten. Dann erreichten wir die schmale Tür zum Cockpit.

Der Kapitän drückte sie auf.

Zwei Männer drehten sich um. Der Co-Pilot und der Funker.

Erstaunt schauten sie mich an, einen Passagier ins Cockpit zu holen, war zumindest sehr ungewöhnlich.

Brittan stellte mich vor. Ich bekam auch die Namen der anderen gesagt, reagierte aber darauf nicht, denn plötzlich wußte ich, warum der Co-Pilot so aufgeregt war.

Normalerweise flogen wir über den Wolken, inmitten eines strahlend blauen Himmels. Doch plötzlich stand vor uns eine gewaltige Wolke. Eine regelrechte Nebelwand, grauweiß und riesig in ihren Ausmaßen. Sie lauerte dort wie ein Ungeheuer, und so kam sie mir auch vor, denn nicht nur ich sah inmitten der Nebelwand eine Teufelsfratze schimmern…

***

Zunächst sprach niemand von uns ein Wort. Dieses unerklärliche Phämonen machte die Männer sprachlos. Auch ich fand zunächst keine Erklärung, glaubte jedoch, daß diese Nebel- oder Wolkenbank

keinen natürlichen Ursprung besaß.
Ich wurde sofort an den Todesnebel erinnert, der in der kleinen Stadt Grynexxa Angst und Schrecken verbreitet hatte. Die damaligen Ereignisse standen als klare Bilder vor meinen Augen, und ich sah mich wieder vor der Kirche mit den schrecklichen Gestalten und den Nebelgeistern kämpfen, während Suko und Bill Conolly in der Kirche um das Leben der Menschen gefightet hatten.
Ja, das war die Wolke, aber sie hatte sich vergrößert, und ich kannte auch den Grund.
Jeder, der durch den Nebel getötet wurde, dessen Seele vereinigte sich mit dem Nebel und vergrößerte ihn. Und er fand immer wieder Opfer. Jetzt sollten das Flugzeug und dessen Insassen die Opfer sein.
Konnte ich etwas tun?
»Wie weit ist die Wand noch entfernt?« fragte ich die drei Männer.
Niemand hörte meine Frage, und ich mußte sie wiederholen, um eine Antwort zu bekommen.
Der Co-Pilot hob die Schultern. »Das ist schlecht zu schätzen«, sagte er. »Der Nebel bewegt sich mit der gleichen Geschwindigkeit zurück, mit der wir fliegen. Er hält die Distanz. Ich komme mir vor wie in einem Science-Fiction-Film. Vielleicht 100 Meilen.«
»Können wir ihn umfliegen?«
»Er wird sich nicht umfliegen lassen«, erwiderte der Co-Pilot und schaute mich kurz an.
»Versuchen wir es!« ordnete der Kapitän an und nahm auf seinem Pilotensessel Platz.
Die drei Männer waren nervös. Auch ich konnte eine Unruhe nicht verbergen. Wenn ich daran dachte, welch ein Unheil dieser Nebel anrichten konnte, wurde mir regelrecht schlecht. Ich hatte die Folgen gesehen, sie waren grausam.
»Vor allen Dingen sagen wir nichts den Passagieren«, bemerkte der Captain, »ich will keine Panik.«
Das war klar.
Ich beobachtete den Nebel weiter. Diese Teufelsfratze, die ich vorhin gesehen hatte, war verschwunden. Vielleicht sollte sie auch nur anzeigen, daß der Nebel keinen natürlichen Ursprung besaß. Daß dämonische Kräfte ihn leiteten.
Brittan legte die Maschine in eine weite Rechtskurve. Er schlug damit einen nördlichen Kurs ein und wollte auf diese Art und Weise die Wolke umfliegen.
Konnte es ihm gelingen?
Wir hofften es, wir zitterten darum, aber ich sah, daß es keinen Zweck hatte.
Der Nebel bewegte sich, er folgte uns, wollte sein Opfer nicht aus den Klauen lassen.

Minuten vergingen in atemlosem Schweigen. Ich sah den Schweiß auf den Stirnen der Piloten und des Funkers glitzern. Auch sie standen unter einem mörderischen Streß. Sie fühlten sich verantwortlich für das Leben der Passagiere, und jetzt wurden sie mit diesem unerklärlichen Phänomen konfrontiert.

Tief atmete Jack Brittan durch. Er schaute erst seinen Co-Piloten und dann mich an. »Nicht zu schaffen, Mr. Sinclair«, sagte er leise.

»Der Nebel kommt mir vor, als würde er denken.«

»Das kann sein.«

Die Blicke der Männer wurden erstaunt. »Wissen Sie mehr?«

»Vielleicht.«

»Dann reden Sie doch.«

Noch zögerte ich. Sollte ich den Leuten wirklich die ganze Wahrheit sagen? Nun ja, es blieb keine andere Möglichkeit. Sie und ich mußten den Tatsachen ins Auge sehen. Trotzdem tat ich mich schwer, als ich den Piloten und dem Bordfunker von der Herkunft des Nebels berichtete. Ungläubig staunten mich die Männer an. Als ich meinen Bericht beendet hatte, hoben sie nur die Schultern. »Das gibt's doch nicht«, murmelten sie. »Das ist ein Märchen.«

»Leider nicht.«

Captain Brittan schaute mich an. »Geben Sie uns Ihr Wort darauf, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Dann glaube ich Ihnen.« Er wandte sich an seine beiden Mitarbeiter. »Wir dürfen jetzt auf keinen Fall die Nerven verlieren, was auch immer geschehen mag. Ich wäre dafür, daß Reaktionen, die den Nebel betreffen, genau abgesprochen werden und daß Oberinspektor Sinclairs Meinung Vorrang hat. Irgendwelche Einwände?«

Kopfschütteln.

»Gut.« Brittan schluckte. »Sie sind an der Reihe, Mr. Sinclair. Was schlagen Sie vor?«

Tja, was sollte ich vorschlagen? Die Frage war berechtigt. Ich kannte den Nebel zwar und hatte auch erlebt, welche Höllengestalten er ausspeien konnte, aber so richtig wußte ich nicht Bescheid.

Niemand hatte den Nebel bisher erforscht, er konnte immer anders reagieren, als man vorausberechnet hatte.

Noch hielt er die Distanz, nur wie lange?

Landen konnten wir auch nicht. Wir befanden uns mitten über dem Atlantik, da gab es keinen Platz, wo man die Maschine auf den Boden setzen konnte.

Ich war mir sicher, daß der Nebel etwas mit dem Diebstahl meines Koffers zu tun haben mußte. Da gab es einen unmittelbaren Zusammenhang. Die andere Seite wollte meinen Koffer. Zwei Diebe hatten ihn mir gestohlen, sollten ihn über den Atlantik bringen, und

plötzlich erschien die Nebelwand.

Jack Brittan beobachtete die Instrumente genau. Seine Blicke glitten über die zahlreichen Anzeigen, über diese komplizierte Apparatur, vor der ein Laie wie ich nur den Kopf schütteln konnte. Obwohl ich auch schon geflogen war. Aber zwischen einem Hubschrauber und einer Boeing gibt es doch einen großen Unterschied.

»Genau 90 Meilen ist der Nebel von uns entfernt«, meldete Brittan.

»Wenn er nicht…« Er verstummte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Verdammt, der Nebel kommt näher.«

Plötzlich schlug mein Herz schneller. Die Wolke griff also an. Und ich sah es mit bloßem Auge, wie sie schnell größer und größer wurde. Plötzlich war nichts mehr von dem blauen Himmel zu sehen, und im nächsten Augenblick hüllte die Nebelwolke das Flugzeug ein. Wir konnten zwar noch durch die große Scheibe des Cockpits schauen, aber wir sahen nichts mehr.

Alles war Grau in Grau.

Sekunden vergingen. Eine Zeitspanne, in der wir alle den Atem anhielten.

Dafür spürte ich eine leichte Erwärmung auf der Brust. Mein Kreuz reagierte.

Die Triebwerke liefen ruhig. Nichts deutete darauf hin, daß der Nebel die technischen Reaktionen des Flugzeuges beeinträchtigte.

Alles lief normal weiter.

Sicherheitshalber erkundigte ich mich bei dem Kapitän. »Es gibt keinerlei Schwierigkeiten«, meldete er.

Da war ich beruhigt. Aber nicht lange. Ich wußte, wer den Nebel geschickt hatte, und ein Mensch-Dämon wie Dr. Tod ließ nicht mit sich spaßen.

Was hatte er vor?

Diese. Frage schwebte wie ein Damoklesschwert über unseren Köpfen…

***

Suko hoffte, daß dieser Mr. Mondo ihn nicht gesehen hatte. Der Mann hatte es ziemlich eilig gehabt, als er dem Ausgang entgegenstrebte. Wahrscheinlich wollte er so rasch wie möglich zurück. Wohin, das mußte Suko herausfinden.

Als er die Flughafenhalle verließ, lief Mondo mit hastigen Schritten auf einen Wagen zu. Es war ein Range Rover, ein Geländewagen. Mondo stieg auf der Beifahrerseite ein und hämmerte die Tür zu.

Der Wagen fuhr an.

Suko stand etwa 20 Schritte entfernt. Die beiden Polizisten hatten längst den Rückweg angetreten, Suko selbst besaß kein eigenes

Fahrzeug, und seine Harley stand in der Tiefgarage.

Wenn er den Wagen verfolgen wollte, gab es nur eine Chance. Er mußte ein Taxi nehmen.

Die Fahrzeuge warteten ganz in der Nähe. In wenigen Sekunden hatte der Chinese sie erreicht. Als er die Tür öffnete, riß er den Fahrer aus dem Halbschlaf.

Erschreckt schaute der Mann Suko ins Gesicht. »Guten Morgen«, sagte er. »Wohin, Mister?«

»Fahren Sie los, schnell.«

»So eilig?«

Suko knallte die Tür zu. »Fahren Sie schon!«

Der Fahrer startete. »Und wohin?«

»Das sage ich Ihnen gleich.«

»Wie Sie meinen.«

Der Toyota schoß aus der Parklücke. Die Reifen wühlten das Wasser einer großen Pfütze auf und schleuderten es zur Seite.

Suko starrte angestrengt nach vorn. Auch die leise Musik irritierte ihn nicht. Er suchte den Range Rover. Auf der breiten Zufahrt herrschte kaum Betrieb, deshalb entdeckte er den Wagen relativ schnell. Er fuhr auf dem Mittelstreifen.

»Sehen Sie dort die Rücklichter?« erkundigte sich Suko.

»Ja.«

»Nehmen Sie die Verfolgung auf.«

»Okay.« Der Fahrer grinste. »Komme mir bald vor wie der Gehilfe von James Bond. Sind Sie einem Verbrecher auf der Spur, Mister?«

»Fast.«

»Kann es gefährlich werden?«

»Kaum.«

Suko war einsilbig. Er wollte den Mann nicht verrückt machen.

Sollte es zu einer Eskalation kommen, würde der Chinese den Driver aus der Gefahrenzone schaffen. Für ihn war wichtig zu wissen, wohin Mondo fuhr. Suko wollte sein Ziel wissen, um dann eingreifen zu können.

»Da wir schon zusammenarbeiten, Mister, Sie können mich Harry nennen«, erzählte der Fahrer. »Harry, der Agentenschreck.«

»Klar, Harry.«

Der Mann grinste über sein gutmütiges Gesicht. Er kratzte sich am Ohr und sagte: »Jetzt geben Sie mal acht, Mister.«

Rechts blinken, dann wechselte der Mann die Spur. Und er gab Gas.

»He, was machen Sie da?« rief Suko.

»Ein alter Verfolgungstrick. Wir werden die Schaukel überholen, sonst merken die hinterher noch, daß wir ihnen im Nacken sitzen. So etwas wäre nicht gut.«

»Meinetwegen.«

Sehr wohl war Suko nicht. Harry sah das alles ein wenig zu leicht und zu sportlich. Er konnte ja nicht wissen, wie brutal Mondo war.

Und wer den Rover fuhr, das hatte Suko auch noch nicht gesehen.

Vielleicht Lady X, die gefährliche Frau, die mit einer Maschinenpistole »verheiratet« war.

Sie schoben sich an den Rover heran. Suko wollte auf keinen Fall auffallen. Er hoffte nur, daß der Beifahrer keinen Blick nach rechts warf und den Chinesen erkannte.

Dann waren sie auf gleicher Höhe. Der Driver drehte den Kopf, er konnte seine Neugierde kaum bezähmen, während Suko im Sitz zusammenkroch und immer kleiner wurde.

Wenige Herzschläge lang blieben sie auf einer Höhe, dann war der Toyota vorbei.

Suko richtete sich wieder auf. »Was haben Sie gesehen?« fragte er.

»Einen Glatzkopf. Er hockte neben der Fahrerin.«

»Fahrerin?«

Der Driver schnalzte mit der Zunge. »Klar, Fahrerin. Eine Superpuppe, sage ich Ihnen. Mann, die hat Dynamit im Pullover. Schwarze Haare, das konnte ich noch erkennen.«

Suko wußte Bescheid. Er hatte richtig getippt. Marvin Mondo steckte wieder mit Lady X zusammen. Die beiden schienen sich zu einem höllischen Paar zu entwickeln.

»Kennen Sie die?« fragte der Fahrer.

»Ja.«

»Sagen Sie nur nicht, die Puppe da gehört zu ihnen.«

»Nein, das nicht.«

»Aber Sie sind hinter der Wuchtbrumme her?«

»Das ja.«

Der Driver lachte. Er fuhr langsamer und rollte dabei auf die linke Seite. »Also, wenn mein Weib mit solch einem Glatzkopf abgehauen wäre, gäbe es auch Stoff, das kann ich Ihnen sagen.«

Suko ließ den Mann in dem Glauben, daß es sich dabei um einen Eifersuchtsanfall handelte. Sie fuhren zwar in Richtung London, hatten jedoch das gewaltige Areal des Großflughafens London noch nicht verlassen. Der offizielle Teil des Airports lag zwar hinter ihnen, doch an ihn schlossen sich die zahlreichen kleinen Flugfelder an, auf denen die Privatflugzeuge vieler Reicher standen. Hier hatten auch zahlreiche Geldmagnate ihre Düsenjets stehen. Die großen Hangare wurden vom kalten Licht der Bogenlampen angestrahlt. Aus der Entfernung gesehen wirkten sie wie die Kulisse für einen Zukunftsfilm.

Der Driver pfiff und warf Suko hin und wieder einen knappen Blick zu. »Nehmen Sie’s nicht so tragisch, Mann. Es gibt noch genug flotte Bienen auf unserer Erde.«

»Klar, Sie haben recht.«

»Immer.« Der Fahrer pfiff weiter.
Suko peilte in den zweiten Rückspiegel an seiner Seite. Er sah den bewußten Wagen hinter dem Taxi. Das beruhigte ihn. »Wollen Sie sich nicht bald überholen lassen?« fragte er den Driver.
»Klar. Wäre an sich an der Zeit. Harry, der Agentenschreck, kommt mit seinem nächsten Trick.« Harry pfiff wieder, doch dieses Geräusch endete mit einem Mißton, dem ein Fluch folgte.
»Was ist los?« fragte Suko.
»Er biegt ab.«
»Was?« Der Chinese drehte sich auf seinem Sitz herum und schaute durch die hintere Scheibe.
Kein Zweifel. Der Wagen mit Mondo und Lady X hatte geblinkt und fuhr bereits auf einer anderen Spur, um in die Abfahrt zu gelangen. Für die Insassen des Taxis wurde es kriminell, da sie sich weiter vorn befanden.
Harry tippte auf die Bremse. Das Fahrzeug wurde langsamer. Und dann zog Harry es wider aller Verkehrsregeln über einen weißen Streifen und ein Stück Rasen, um doch noch in die Abfahrt zu gelangen. Er fuhr dabei über die Trasse, gab dem Unterbodenbau noch einige kräftige Stöße ab und rollte im spitzen Winkel in die Abfahrt hinein, wobei er das Lenkrad sofort wieder herumzog, um auf die richtige Fahrspur zu gelangen.
»Alles von James Bond abgeguckt?« fragte Suko beeindruckt.
»Fast alles. Der Rest ist eigene Initiative.«
»Aha.«
Die Abfahrt wurde fast zu einem Karussell. Harry, der Agentenschreck, kurbelte wie ein Wilder am Volant, die Reifen rutschten über den feuchten Straßenfilm, aber Harry packte es.
»Da hinten ist der Wagen«, sagte er.
Der Rover fuhr auf gerader Strecke weiter. Er war das einzige Fahrzeug neben dem Taxi, das um diese Zeit über die menschenleere Straße fuhr. Ideal zum Verfolgen.
»Jetzt können sie uns entdecken«, murmelte Harry und produzierte eine Waschbrettstirn. »Nein, die biegen sogar ab.«
Tatsächlich, der Range Rover blinkte rechts.
»Wo können die hinwollen?« fragte Suko.
Harry kannte das Gelände. »Das ist ein privates Flugfeld«, erklärte er. »Die Hangare da schräg rechts, die gehören dazu. Da stehen die Maschinen.« Er lachte.
»Was ist?«
»Mann, da haut Ihre Perle mit einem Flugzeug ab. Noch besser als im Film. Sagenhaft.« Harry schlug aufs Lenkrad.
Was er als einen Spaß empfand, war für Suko bitterer Ernst. Er ahnte, was die anderen vorhatten. Wenn sie es tatsächlich schafften, mit

einer Maschine zu fliehen, sah er lecker aus. Dann war alles umsonst gewesen.

»Soll ich noch dranbleiben?« Harry schaute Suko grinsend an.

»Ja.«

»Sie geben nicht auf, wie?«

»Nie.«

»Das ist gut. Ich sage mir auch: man darf die Weiber nicht so ohne weiteres laufenlassen. Wenn ich da an meine Alte denke…«

Suko verdrehte die Augen. Der gute Harry fiel ihm langsam auf den Geist.

Der Fahrer hatte jetzt etwas mehr Gas gegeben, und sie holten langsam auf. Suko hoffte nur, daß die Leute im Range Rover den verfolgenden Wagen noch nicht gesehen hatten, aber das war wohl ein Trugschluß. Er kannte das Mißtrauen der anderen. Und sie würden eiskalt reagieren, ohne Rücksicht auf Verluste.

Suko konnte die hellen Scheinwerferbahnen des Range Rover genau verfolgen. Sie legten einen Lichtteppich auf die Straße, der immer weiter wanderte und sich strikt an die Richtung hielt.

»Soll ich näher ran?« fragte Harry.

»Noch ein Stück.«

»Und dann?«

»Halten Sie sich in Bereitschaft.«

»Wieso?«

»Die Luft könnte ein wenig bleihaltig werden«, erklärte Suko. »Da ist es besser, Sie bleiben aus der Gefahrenzone.«

»Meinen Sie, daß geschossen wird?«

»Ja.«

»Verdammt, das ist ja wirklich James Bond.« Harry schluckte.

»Jetzt ist die Karre stehengeblieben.«

»Ja, nicht weit von einem Flugzeug, das bereits aus dem Hangar gefahren wurde.«

»Das sehen Sie?«

»Klar, mein Vater war ein Falke. Stoppen Sie, Harry.«

»Okay.« Der Agentenschreck hielt. Suko löste den Sicherheitsgurt und öffnete die Tür.

»Was haben Sie denn jetzt vor?« flüsterte Harry.

»Ich sehe mich mal um.«

»Und… und wenn es knallt?«

»Verziehen Sie sich.«

»Klar, Mann«, flüsterte Harry. »Sie bleiben dann als Leiche zurück, wie?«

»So leicht stirbt man nicht.«

»Humor hat er ja«, sagte Harry und schaute dem davonrennenden Suko hinterher.

Der Chinese bewegte sich geduckt voran. Er befand sich noch nicht auf den eigentlichen Rollbahnen, sondern erst auf den Zufahrtswegen, die kerzengerade ein großes Rasengebiet durchschnitten. Der Wind trug Stimmen zu dem Chinesen hinüber.

Mondo und Lady X verständigten sich durch Zurufe.

Angst hatte Suko nicht. Er sah nur die einmalige Chance, Lady X und Mr. Mondo zu schnappen. Das war für ihn das wichtigste. Er wollte die Mitglieder der Mordliga hinter Gittern sehen. Vielleicht konnte er sie beide schnappen. Als Suko daran dachte, kerbte ein hartes Lächeln seine Lippen. Das wäre etwas.

Noch näher huschte er heran.

Er hörte Barbara Scotts Stimme. »Es ist alles klar, wir können starten, Marvin.«

»Und der Wagen dahinter?«

Suko war stehengeblieben und noch mehr in die Hocke gegangen, so daß er sich kaum vom Schwarz des Weges abhob. Die beiden hatten die Verfolger also doch entdeckt. Das war schlecht, aber sie schienen die Gefahr nicht so ernst zu nehmen, denn Lady X sagte:

»Die trauen sich noch nicht näher heran.«

»Trotzdem, wir sollten sie ausschalten.«

»Wenn du meinst.«

Suko schluckte. Verdammt, warum hatte der Agentenschreck Harry denn nicht die Scheinwerfer gelöscht? Dann wäre die ganze Chose nicht so auffällig gewesen.

Suko schaute zum Flugzeug. Er konnte es zwar nicht genau identifizieren, aber die Maschine schien ihm eine zweimotorige Piper zu sein. Im Innern, wo sich Lady X befand, brannte auch Licht. Und Suko sah die Schatten hinter den kleinen Fenstern. Es waren zwei.

Sie bewegten sich auf den Ausstieg zu.

Also noch mehr Gegner.

Aber wer?

Er sollte es bereits in den nächsten Sekunden sehen, denn am offenen Ausstieg tauchte der erste auf.

Eine leicht gebückt dastehende Gestalt, die ihre Hände ausstreckte, sich fallen ließ und mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden landete.

Eine Sekunde später sprang der nächste. Auch er ließ sich einfach fallen, kam aber nicht mit den Füßen auf, sondern klatschte voll auf den Beton.

Suko verzog das Gesich. Als die Gestalt sich erhob, ohne daß ihr etwas passiert war, wußte der Chinese Bescheid. Er hatte es hier nicht mit normalen Menschen zu tun!

Und die beiden wollte Lady X zum Taxi schicken, wo der ahnungslose Harry wartete. Nie würde er gegen die beiden

ankommen. Suko mußte etwas unternehmen.

Wenn er mit den Wesen kämpfte, bekamen die anderen natürlich die Chance zur Flucht. Suko befand sich wirklich in einer Zwickmühle. Es gab allerdings eine Möglichkeit. Er mußte die beiden Wesen in der Nähe des Flugzeuges angreifen.

Und das tat er auch!

***

Wie erstarrt hockten wir im Cockpit der Maschine. Jeder von uns wartete darauf, daß etwas geschah.

Doch es passierte nichts.

Wir flogen weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Nur daß wir eben nichts mehr sehen konnten und sich mein Kreuz ein wenig stärker erwärmte.

Eine Minute verging in einem beinahe andächtigen Schweigen.

Schließlich atmete der Kapitän tief durch und sagte: »Wenn es so bleibt, können wir ja beruhigt sein.«

Er vergaß dabei leider die Landung. Sollte uns die Wolke nämlich bis New York in ihren Krallen halten, kamen wir sehr schwer dem Boden entgegen, dann mußte eine Blindlandung versucht werden.

Das waren Probleme der Zukunft, und wahrscheinlich würden wir mit ihnen gar nicht konfrontiert werden.

Der Nebel war da. Ich sah das Hin- und Herquellen der langen Nebelschlieren, Dinge, die ich kannte, und es bildeten sich auch Gestalten heraus, die mich nur entfernt an menschliche Formen erinnerten und dem Vergleich mit Monstern durchaus standhielten.

Ja, das waren die Nebelgeister, entstanden aus den Seelen der Menschen, die Dr. Tod seiner verdammten Wolke zugeführt hatte, damit sie stärker und kräftiger wurde.

Die Mannschaft im Cockpit schien die Gestalten nicht zu sehen, jedenfalls sagte niemand etwas.

Es klopfte an die Tür.

Wir sahen uns kurz an. Ich nickte, und der Captain fragte: »Wer ist da?«

»Judy, Sir.«

An der Stimme erkannte ich die Stewardeß, die mich bei der Ankunft eingewiesen hatte.

»Kommen Sie rein.«

Vorsichtig wurde die Tür aufgestoßen.

Judy erschien. Unter dem braunen Haar war ihr Gesicht blaß. Sie schluckte und schloß die Tür.

»Was ist geschehen?« fragte Brittan.

»Die Passagiere werden unruhig wegen der Nebelwolke«, erklärte Judy. »Es wäre vielleicht besser, wenn Sie etwas sagen, Sir.«

Brittan nickte.
»Ja, tun Sie das«, sagte auch ich, wofür ich von der Stewardeß einen dankbaren Blick auffing.
Der Flugzeugführer griff zum Mikrophon, schaltete es ein und sprach: »Ladies and Gentlemen. Es besteht überhaupt kein Grund zur Beunruhigung. Wir durchfliegen soeben ein Schlechtwettergebiet, das sich leider ziemlich weit ausgebreitet hat. Deshalb müssen wir damit rechnen, daß uns dieser Nebel bis dicht vor die amerikanische Küste begleitet. Diese Information habe ich bereits vom New-York-Tower erhalten. Dort ist die Sicht klar. Behalten Sie die Ruhe und nehmen Sie einen Drink. Meine Mitarbeiter und ich werden versuchen, Ihnen den Flug trotz des schlechten Wetters so angenehm wie möglich zu gestalten. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.«
Brittan nickte und hängte das Mikro wieder ein. »Zufrieden?« fragte er die Stewardeß.
»Natürlich, Sir. Aber was ist denn nun wirklich passiert? Ich kenne Schlechtwettergebiete.«
Der Chefpilot hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen auch nicht genau sagen. Da müßten Sie schon Mr. Sinclair fragen.«
Jetzt hatte ich den Schwarzen Peter.
»Nein, es ist kein Schlechtwettergebiet«, gab auch ich zur Antwort.
»Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das man mit dem Begriff *unerklärlich* umschreiben kann. Auf jeden Fall birgt dieser Nebel eine Gefahr.«
»Für alle?«
»Wahrscheinlich.«
»Und welche Gefahr ist das?« Judy war in den letzten Sekunden etwas blasser geworden.
»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«
Sie schaute mich an, und ich bemerkte, daß sie grüne Augen hatte.
»Können Sie nicht, oder wollen Sie nicht?«
Captain Brittan mischte sich ein. »Am besten, Sie gehen jetzt wieder zu den Passagieren zurück, Judy. Dort ist schließlich Ihr Arbeitsplatz. Überlassen Sie alles weitere uns.«
»Ich habe verstanden.« Judy machte kehrt und verließ das Cockpit mit hochrotem Kopf.
Ein wenig schuldbewußt schaute Brittan mich an. »Was hätte ich sagen sollen?«
Ich nickte. »Sie habe das richtige getan. Machen Sie sich keine Sorgen.«
»Danke. Und wie geht es weiter?«
»Wir müssen warten, Captain.«
Brittan verzog das Gesicht. »Das paßt mir nicht«, murmelte er.
»Ich werde versuchen, mit New York Kontakt aufzunehmen. Mal

sehen, was sich da tut.« Er wandte sich an den Bordingenieur.
»Stellen Sie eine Verbindung her.«
»Okay.«
Wir warteten so lange. Ich stand so, daß ich den Rücken des Mannes sehen konnte.
Der Funker schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht«, schimpfte er.
»Was ist los?« fragt Brittan.
»Ich bekomme keine Verbindung.«
»Wieso?«
»Die Leitung ist tot. Kein Kontakt mit New York.«
»Vielleicht sind wir noch zu weit weg.«
»Nein, unsere Anlage ist ausgezeichnet.« Er kippte noch ein paar Schalter herum, rief New York an, aber die Verbindung kam nicht zustande. »Es tut mir leid, Sir. Nichts zu machen.«
Brittan strich mit zwei Fingern die Gesichtsfalten an seinem Nasenrücken nach. »So sieht die Sache also aus«, murmelte er. »Der Nebel scheint ein stärkerer Feind zu sein, als ich dachte. Verdammt, was tun wir?« Er schaute mich an, und es tat mir leid, daß ich ihm eine negative Antwort geben mußte.
»Ich weiß es auch nicht, Captain. Sorry.«
Brittan schüttelte den Kopf. »Mir ist das unbegreiflich. Die Instrumente funktionieren, alles ist klar, wir fliegen normal, und trotzdem ist die Funkverbindung gestört. In was sind wir da nur hineingeraten, verdammt noch mal?«
Ich wußte auch keine Antwort und konnte nur raten. Aber von der großen Gefahr wollte ich nicht reden. Vielleicht hätten die Männer durchgedreht. Wie gefährlich dieser Nebel war, das hatte ich in Grynexxa erlebt.
Schweigen.
Dann die Stimme des Co-Piloten. Sie zitterte. »Captain, wir sinken!«
Brittan fuhr herum. Sein Gesicht war plötzlich eine Maske aus harter Konzentration. »Dann gehen Sie in den Steigflug über, Mann.«
»Das klappt nicht. Die Ruder gehorchen nicht mehr!« Der Co-Pilot brach ab.
Brittan schaute auf den Höhenmesser. »Tatsächlich«, flüsterte er.
»Da ist nichts zu machen.« Er versuchte, die Maschine wieder auf die Normalhöhe von 20.000 Fuß zu bringen, was ihm jedoch unmöglich war. Die Boeing sank weiter.
18.000 Fuß – 17.000…
Wir sanken nicht schnell, aber stetig. Es schien, als würden unsichtbare Hände das Flugzeug leiten und es dem Meeresspiegel entgegendrücken.
»Wenn die Passagiere das merken, gibt es eine Panik«, sagte der

Bordfunker.
Brittan war der gleichen Meinung, er griff als Antwort zum Mikrophon und sprach einige Worte. Er redete davon, daß man versuchen wollte, das Schlechtwettergebiet zu unterfliegen und man deshalb nicht die eigentliche Flughöhe beibehalten könnte. Die Worte schienen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn es gab kein Murren im Passagierraum. Beruhigt schaltete Brittan das Mikro ab. »Womit unsere Probleme allerdings nicht gelöst sein werden«, kommentierte er sehr richtig.
Wir nickten, und wir sanken weiter.
14.000 Fuß, nein, jetzt schon 13.000…
»Was ist, wenn der Sinkflug überhaupt nicht mehr endet?« stellte der Co-Pilot die bange Frage.
»Dann landen wir im Bach«, erwiderte Brittan sarkastisch.
»… und gehen unter.«
Der Co-Pilot hatte die Worte dumpf ausgesprochen, und damit genau ins Schwarze getroffen. Eine Notlandung auf dem Wasser würden nur die wenigsten überleben. Wenn da die Funkanlage zerstört war, war es nicht möglich, rasche Hilfe herbeizuholen.
Die Sache sah böse aus.
10.000 Fuß.
Verdammt, der Sinkflug ging weiter. Noch immer trieben die Nebelschwaden an der Maschine vorbei. Ich haßte diese Wolke plötzlich. Es war eine Erscheinung, die man nicht als normal bezeichnen konnte, sie war künstlich hergestellt, und ich wußte auch nicht, wie man sie bekämpfen konnte. Schon einmal hatte ich sie nicht vernichten können. Sie war nur weitergezogen und hielt uns jetzt umfangen.
Dr. Tod und seine Mordliga befanden sich wieder voll in Aktion.
9.000 Fuß!
Die Spannung verdichtete sich. Das schwere Atmen aller Anwesenden war zu hören, da bildete ich keine Ausnahme. Wie würde es weiter gehen? Würden wir auf der Oberfläche des Meeres zerschellen? Aber was hatte dann dieser verdammte Nebel für einen Sinn gehabt?
Es war schwer, logische Grundlagen in Dr. Tods Vorgehen zu finden. Er reagierte immer anders, als es sich seine Gegner vorgestellt hatten. Dr. Tod war ein schrecklicher Exzentriker, der seine menschlichen Eigenschaften zurückgedrängt, wenn nicht sogar verdrängt hatte. Aus ihm war ein Mensch-Dämon geworden.
»8.000 Fuß.« Die Stimme des Co-Piloten klang rauh.
»Ja, verdammt, wir wissen es!« rief Brittan, nur der Bordingenieur blieb ruhig.
»Sollen die Passagiere nicht lieber doch die Schwimmwesten anlegen?« fragte ich.

Der Flugkapitän senkte den Kopf und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. »Es gibt wohl keine andere Möglichkeit, meine Herren. Ich glaube, daß wir die Maschine nicht mehr abfangen können. Die Steuerung liegt in den Händen anderer. So leid es mir tut, aber ich kann nichts machen.«

Wir waren inzwischen auf 7.000 Fuß gesunken. Der Captain griff bereits zum Mikrophon, um sich abermals zu melden, als ihn die Stimme seines Co-Piloten unterbrach.

»Sinkflug gestoppt!«

»Was?«

»Sehen Sie selbst, Sir!«

Alle starrten wir auf die Instrumente. Die Nadel zitterte bei 6.000 Fuß, und dort blieb sie auch stehen.

»Wer sagt’s denn?« Brittan lachte gekünstelt. »Vielleicht können wir auch wieder an Höhe gewinnen.« Er versuchte es, und gleichzeitig checkte der Ingenieur seine Funkanlage durch.

Beide Ergebnisse waren negativ. Die Maschine ließ sich von Menschenhand nicht mehr lenken, und der Autopilot war ebenfalls ausgefallen.

»Kurs West«, murmelte Brittan. »Der wird genau eingehalten.« Er schaute auf die Borduhr. »In der Zeit sind wir auch. Seltsam, seltsam. Ich begreife das nicht.«

Wir flogen also weiter. Und immer noch begleitete uns der dicke, kaum mit Blicken zu durchdringende Nebel. Er hüllte die Maschine ein wie ein gewaltiges Tuch.

Die Teufelsfratze hatte ich bisher nicht wieder gesehen. Wahrscheinlich hatte sie nur ein Beweis für unerklärliche Existenz dieses Horror-Nebels sein sollen.

»Meine Güte, da macht man was mit«, murmelte der Kapitän und griff zur Zigarettenschachtel. Wir alle nahmen ein Stäbchen und rauchten schweigend.

»Soll ich Kaffee kommen lassen?« fragte Brittan.

»Das wäre gut.«

»Okay.« Der Flugzeugführer rief die Pantry. Eine der Stewardessen hob ab. Es war Judy.

»Können Sie vier Tassen Kaffee bringen, Judy?« fragte der Captain.

»Gern, Sir. Ich habe gerade frischen gemacht. Wie sieht es aus? Wir sinken ja nicht mehr.«

»Den Umständen entsprechend. Wenn wir uns halten, ist es ja gut.«

»Eine Erklärung für die Existenz des Nebels haben Sie noch immer nicht?«

»Nein.« Brittan legte das Sprechgerät weg und drehte sich in seinem Pilotensitz. »Irgendwann müßten wir uns etwas einfallen lassen«, wandte er sich an mich.

»Ja.« Ich ließ mir auch etwas einfallen. Bisher hatte ich das Kreuz nicht offen getragen. Nun zog ich es aus dem Hemdausschnitt und ließ es offen vor meiner Brust baumeln.

Drei Augenpaare starrten das Kruzifix an. Der sonst so schweigsame Funker fragte: »… was hat das zu bedeuten, Mr. Sinclair?«

»Es ist ein Schutz.«

»Wovor?«

»Vielleicht vor dem Nebel.«

Für diese Antwort erntete ich ein Lächeln, aber ich wußte es besser. Schon einmal hatte mich das Kreuz beschützt, als ich vor der Kirche in Grynexxa gegen die Zombies kämpfte. Der Nebel hatte das Kreuz gemieden, als hätte er Angst davor, und um mich herum war damals ein regelrechts Loch in der Nebelsuppe entstanden.

»Einen abergläubischen Polizisten habe ich auch noch nicht gesehen«, meinte der Co-Pilot.

»Das hat mit Aberglauben nichts zu tun.«

»Ich weiß nicht.«

Plötzlich sprang der Bordingenieur auf. »Verdammt!« fluchte er.

»Der Nebel dringt in das Cockpit!«

Diese Meldung alarmierte uns. Ich hatte gehofft, daß er draußen bleiben würde, aber das war nicht der Fall. In langen Schlieren drang der Nebel ein, als bestünde überhaupt kein Hindernis für ihn.

Teufelswerk!

Ich packte den Funker an der Schulter und schob ihn zur Seite.

Jetzt mußte sich zeigen, ob das Kreuz dem Nebel noch immer widerstand. »Gehen Sie bis zur Tür zurück!« fuhr ich die drei Männer an. »Machen Sie schon, schnell!«

»Ja, aber…«

Ich sah die erstaunten Gesichter. Niemand wußte so recht, was das zu bedeuten hatte.

»Gehen Sie!« Meine Stimme klang scharf. Ich war auch nervös, denn wenn der Nebel ins Cockpit eindrang, was sollte ihn daran hindern, auch in den Passagierraum zu gelangen?

Deshalb meine überempfindliche Reaktion.

Die Männer hatten eingesehen, daß es besser war, wenn sie mir die Initiative überließen. Sie waren für die technischen Checks im Cockpit verantwortlich, was nun kam, das begriffen sie nicht.

Der Nebel quoll am Boden der Kanzel hervor. Er stieg schnell höher und breitete sich aus. Ebenso schnell hielt ich mein Kreuz in der Hand, ging in die Knie und hielt es gegen den hereinquellenden Nebel.

Die Masse und das Kreuz berührten sich.

Plötzlich gab es ein zischendes Geräusch. Gleichzeitig flog eine kleine Funkenbahn hoch und verlöschte noch in der Luft stehend.

Mir war es, als würde ich in der Ferne ein leises, gequältes Wimmern

hören. Ich konnte mir auch denken, wieso. Dieser Nebel setzte sich aus zahlreichen Seelen zusammen, die früher in Menschenkörpern gelebt hatten und deshalb nicht in das Reich des Spuks eingegangen waren. Was keiner außer mir für möglich gehalten hatte, geschah.

Der Nebel zog sich zurück!

Die Kraft des Kreuzes war einfach stärker als er. Die Reste der Todeswolke verschwanden.

Ich erhob mich und nickte den anderen zu. »Vorerst sind wir ihn los«, sagte ich.

Die drei Männer schauten mich an. »Mein Gott«, flüsterte Brittan.

»Sie haben es tatsächlich geschafft?«

»Sieht so aus.« Mir gelang sogar ein Lächeln.

»Mann, Sinclair, ich will ja nicht fragen, wie das funktioniert, aber Sie sind ein Held.«

»Moment.« Ich winkte ab. »Bitte keine Lobreden, denn noch ist die Gefahr nicht gebannt. Sie haben gesehen, wie der Nebel in dieses Cockpit gekrochen ist. Was hindert ihn eigentlich daran, auch in den Passagierraum zu quellen und die Fluggäste anzugreifen?«

Betroffenes Schweigen folgte meinen Worten. Die drei Flugoffiziere waren ratlos. Brittan bewegte sich schließlich, setzte sich auf seinen Platz und stellte den Autopiloten ein.

Es klopfte. »Der Kaffee«, sagte Judy.

Der Funker öffnete.

Judy trat ein. Die Stewardeß hielt das Tablett mit beiden Händen fest. In vier Tassen dampfte Kaffee. Er sah verflixt schwarz aus, der Löffel würde sicherlich darin steckenbleiben.

»Wo kann ich das Tablett abstellen?« fragte Judy.

Jack Brittan deutete auf eine freie Fläche neben der Funkkonsole, und Judy ließ das Tablett los, ohne daß auch nur ein Tropfen Kaffee überschwappte.

Sie lächelte. »Ich wünsche Ihnen…« Plötzlich wurde sie leichenblaß im Gesicht. Sie riß die Augen auf, wollte noch schreien, doch das Entsetzen lähmte sie.

Judy starrte auf ihre Hände.

Was heißt Hände? Es waren skelettierte Finger!

***

Marvin Mondo und Lady X hatten zwar mitbekommen, daß sie verfolgt wurden, aber sie ahnten nicht, wie nahe sich bereits einer ihrer Feinde befand.

Nur sechs Schritte entfernt hockte Suko.

Und er griff an.

Lady X, Mr. Mondo und auch die beiden Monster wurden völlig überrascht, als Suko über sie kam. Er gelangte in den Rücken der

Helfer, richtete sich auf und hieb mit der Handkante zu.
Es waren harte Schläge, die mit 100prozentiger Sicherheit ihre Ziele trafen. Normalerweise mußten die Wesen zu Boden fallen, sie wurden auch nach vorn geschleudert, hielten sich jedoch auf den Beinen.
Vom Flugzeug her hörte Suko eine kreischende Frauenstimme.
»Verdammt, dieser gelbhäutige Chink!«
Suko achtete nicht auf die Worte. Er stellte sich zum Kampf – und bekam sofort schwer zu tun, denn die beiden Gestalten griffen ihn gezielt an.
Sie wollten Suko mit ihren Schlägen zu Boden rammen, doch der Chinese packte die Gelenke und hebelte sie herum. Die Wesen purzelten nur so, kamen jedoch sofort wieder auf die Füße.
Der Chinese wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte. Wenn diese Lady X erst einmal ihre Maschinenpistole geholt hatte, war alles zu spät. Zwischen ihm und dem Flugzeug gab es keinerlei Deckung.
Suko packte sich einen der Helfer und schleuderte ihn herum.
Im gleichen Moment tauchte die ehemalige Terroristin am Ausstieg der Maschine auf.
Mit der MPi.
Die Scott schoß sofort.
Das harte Hämmern dieser Waffe unterbrach die Stille. Hell blitzte es dort auf, wo Lady X stand. Suko, der hinter dem Monster stand, merkte, wie es von den Kugeln getroffen und durchgeschüttelt wurde. Aber es starb nicht, es war kein Mensch.
Trotzdem wäre Suko einer Garbe wohl nicht entgangen, wenn Harry, der Agentenschreck, nicht richtig reagiert hätte.
Er schaltete das Fernlicht ein, mußte die Schüsse wohl gehört haben, und seine Neugierde war größer als seine Angst.
Lange Lichtbahnen fielen über den Boden und fanden ihren Weg bis zum Flugzeug.
Die gleißenden Lichter blendeten die Frau.
Das Schießen verstummte.
Suko nutzte die Gunst des Augenblicks, ließ das Monster los und rannte auf das Flugzeug zu, bevor die Lady abermals schoß. Unter der Maschine fand Suko Deckung, er befand sich jetzt im toten Winkel und einigermaßen gut geschützt.
Der Chinese atmete auf.
Über ihm ratterte die MPi, Lady X zielte jetzt auf die hellen Scheinwerfer, und sie streute die Garben auch, so daß sich die Chancen erhöhten, die hellen Augen zu zerstören.
Suko, der noch von den Ausläufern des Lichtes getroffen wurde, stand plötzlich im Dunkeln, als ein Scheinwerfer ausfiel.
Barbara Scott lachte wild.
Im nächsten Moment verlöschte auch der Zweite. Allerdings nicht

durch einen Schuß, Harry hatte ihn ausgeschaltet.

Es wurde wieder dunkel.

Zwei Sekunden geschah nichts. Als Schattenrisse hoben sich die Gestalten der Monster ab. Die beiden wußten genau, wo sich der Chinese versteckt hatte und steuerten ihn an.

Suko duckte sich.

Dann hörte er die Stimme: »Ich kriege dich, du verdammte Ratte. Dann schieße ich dich in Stücke.«

Mein Freund konnte nur den Kopf schütteln vor soviel Haß und Menschenverachtung. Aber was sollte er machen? Mit Worten war die Frau nicht mehr zu belehren.

Mondo machte einen anderen Vorschlag. Er sagte: »Komm, wir starten lieber!«

»Nein!« kreischte die Scott, »erst hole ich mir den Bastard da unten. Ich kriege ihn, verdammt!« Suko hörte, wie sie ein frisches Magazin einlegte und die beiden Monster anschrie: »Los, holt ihn her, den Hundesohn!«

Klar, daß die Kreaturen dem Befehl gehorchten. Sie waren nichts anderes gewohnt und konnten als künstliche Menschen nicht denken. Zum erstenmal hatte Suko solche Horror-Wesen in Mr. Mondos Monsterklinik kennengelernt. Das waren wirklich künstliche Geschöpfe, vollendeter als Frankenstein sie damals erschaffen hatte.

Mondo hatte es fast bis zur Perfektion entwickelt.

Aber eben nur fast.

Suko hob den rechten Arm. Die Beretta hielt er längst in der Hand.

Er würde die mit allerlei Elektronik gefüllten Schädel der Kreaturen zerstören, denn diese Wesen konnten tatsächlich ihre Köpfe vom Rumpf heben, wobei man kaum die dünnen Drähte sah, mit denen beide befestigt waren.

Suko schoß.

Der trockene Klang der Beretta war wie Musik in seinen Ohren.

Und er hatte genau getroffen.

Das ihm am nächsten stehende Wesen bekam die Kugel zwischen die Augen. Bläuliche Blitze sprühten auf, es gab einen regelrechten Kurzschluß, etwas schmorte durch, und der Wind trug den Gestank bis in Sukos Nase.

Das künstliche Wesen aber drehte sich im Kreis und dabei immer um die eigene Achse, bis es den Halt verlor und einfach liegenblieb.

Suko schwenkte die Waffe.

Dabei schaute er noch an dem Wesen vorbei, und das war sein Glück. Lady X hatte die Maschine zwar nicht verlassen, aber sie hatte ihren Oberkörper so weit vorgebeugt und dabei gedreht, daß sie die MPi halten und auch schießen konnte.

Mit einem yardweiten Satz brachte sich der Chinese in Sicherheit, als

die Garbe aufplackerte. Die Geschosse siebten an ihm vorbei und rissen helle Streifen in den Beton.

Eine zweite Garbe schoß das Weib nicht ab, seine Haltung war zu unbequem. Suko nahm an, daß Mondo die Frau abstützte.

Das zweite Wesen war schon verdammt nahe gekommen. Es hatte die Arme ausgestreckt und suchte Sukos Hals. Suko wartete, bis die Finger seine Schultern berührten, dann streckte er den Arm aus und drückte ab.

Er konnte den Kopf nicht verfehlen. Gleichzeitig sprang er zurück, das war gut, denn wieder jagten Funken und bläuliche Blitze aus dem Kunstschädel des Wesens, von denen Suko nicht gern getroffen werden wollte.

Der Chinese zog sich zurück. Die Kreaturen hatte er ausgeschaltet.

Außer Mondo und Lady X hatte er bisher keine anderen Gegner gesehen, und da die beiden letzten keine Anstalten machten, zu starten, rechnete Suko damit, daß sie weiterkämpfen würden.

Er sollte sich nicht getäuscht haben.

Auch Suko wollte nicht aufgeben, denn vielleicht konnte er beide packen und einbuchten.

Das wäre ein Erfolg gewesen, die Mordliga um Dr. Tod auf diese Art zu schwächen.

Von dem Gedanken beflügelt, wechselte der Chinese die Stellung.

Er schlich unter dem Flugzeug her, so daß er an die dem Einstieg gegenüberliegende Seite gelangte.

Seine Blicke tasteten den Rumpf der Maschine ab, aber von den beiden ließ sich niemand sehen.

Zum Glück.

Über sich sah der Chinese die Tragfläche. Und da kam ihm eine gute Idee. Es mußte doch möglich sein… nein, er überlegte nicht mehr weiter, sondern setzte alles auf eine Karte. Die Beretta mußte er wegstecken. Suko sprang, streckte die Arme aus, und seine Hände umklammerten den Rand der linken Tragfläche.

Suko hatte sich dabei so nahe wie möglich zum Rumpf hin bewegt, damit die Fläche nicht zu sehr wackelte und das Flugzeug schon jetzt anfing zu schwanken.

Einen Moment verharrte er in der ungewohnten Stellung und zog dann vorsichtig die Beine an.

Ja, so klappte es.

Der Chinese spielte seine Kraft aus und schaffte auch diesen Klimmzug. Er war oben, schwang sein rechtes Bein hoch und kletterte vorsichtig auf die Tragfläche.

Dort blieb er erst einmal liegen. Das Metall war feucht, die Fläche konnte man als Rutschbahn bezeichnen. Suko mußte achtgeben, daß er nicht fiel.

Vorsichtig drehte er sich nach rechts und verlagerte auch sein Gewicht. So klappte es. Suko fand auch auf der schmalen Tragfläche Platz.

Zoll für Zoll näherte er sich dem Rumpf der Cessna. Er durfte jetzt keinen Fehler machen, und auch seine Gegner mußten in Sukos Sinne handeln.

Der Chinese schaute durch das kleine Fenster. Im Innern der Cessna brannte noch immer Licht. Suko sah Mondo, der am offenen Ausstieg stand und irgend etwas sagte, was der Chinese aber nicht verstand.

Dafür hörte er, wie Lady X sprang. Es war das typische Geräusch, wenn Sohlen zu Boden klatschten.

Nur noch Mondo befand sich in der Maschine.

Von Lady X sah Suko nichts. Sie bewegte sich auf der anderen Seite der Cessna.

Der Chinese mußte sich jetzt beeilen und dabei schnell sein wie selten zuvor in seinem Leben. Er hatte vor, über den Rumpf der Maschine zu klettern und sich von oben aus in den offenen Einstieg zu schwingen. Ein halsbrecherisches Unternehmen, für das Suko sein gesamtes Können aufbieten mußte.

Er richtete sich auf die Knie. Noch ließ er die Waffe stecken, weil er beide Hände brauchte.

Suko hatte den Beginn der Tragfläche erreicht. Vor ihm wuchs der Rumpf hoch. Mondo, im Innern der Maschine, drehte Suko noch immer den Rücken zu.

Die Vorzeichen standen günstig.

Der Chinese wagte es. Gefühlvoll und so wenig Geräusche wie möglich verursachend, glitt er auf den Rumpf der Cessna und blieb dort für einen Moment liegen. Er konnte jetzt auf die andere Seite sehen.

Lady X hatte sich einige Schritte von der Maschine entfernt und drehte ihm den Rücken zu. Das war schon mal günstig. Breitbeinig stand sie dort, Suko hätte sie in den Rücken schießen können, aber so etwas widerstrebte ihm.

Er wollte schon weiter, als sich die Frau umdrehte.

Das geschah sehr schnell. Suko kam gerade noch dazu, seinen Kopf einzuziehen, sonst hätte sie den Chinesen entdeckt. Statt dessen rief sie etwas zu Mondo hoch.

»Nichts zu sehen von dem Bastard!«

»Hast du schon die andere Seite abgesucht?«

»Nicht nötig, ich kann unter dem Rumpf hinwegsehen.«

»Trotzdem.«

Die Scott stampfte mit dem rechten Fuß auf. Sie trug Lederkleidung und einen dunklen Pullover. Die Jacke hatte sie nicht geschlossen. »Okay, ich schaue nach«, sagte sie. »Aber dann ist Schluß. Wenn wir

diesen gelbhäutigen Bastard nicht entdecken, fliegen wir los. Mach schon alles für den Start klar.«

Suko hörte wieder ihre Schritte. Das war gut, jetzt befand sie sich im toten Winkel, und er konnte eingreifen.

Der Chinese kroch über den Rumpf der Maschine und befand sich direkt in Höhe der offenstehenden Einstiegstür.

Jetzt oder nie, dachte Suko.

Er gab sich selbst Schwung, rutschte vor, sein Oberkörper kippte, und die Hände seiner ausgestreckten Arme bekamen die Haltestangen im Innern der Türumrandung zu fassen. Das ging blitzschnell vor sich. Mit einer wahrhaft artistischen Leistung schaffte Suko es, sich in die Cessna zu schwingen.

Marvin Mondo wurde von dieser Aktion völlig überrascht.

Er stand vor der Instrumentenanzeige und checkte alles durch.

Dabei achtete er nicht auf die Tür, er dachte auch an keine Gefahr, und deshalb traf ihn Sukos Aktion völlig überraschend.

Wie ein Blitz war der Chinese im Cockpit der Maschine. Bevor Mondo sich versah, stand Suko neben ihm und preßte ihm den Lauf der Waffe gegen den Hals.

»Rühr dich nicht«, sagte er zischend.

Mr. Mondo wagte nicht einmal zu schlucken, sondern stand einfach nur still. Er spürte den kalten Druck der Mündung und wußte, was das zu bedeuten hatte.

»Und jetzt die Finger vom Steuer«, sagte Suko.

Mondo löste seine Hände, denn lebensmüde war er wirklich nicht.

Er verhielt sich völlig passiv.

Suko preßte ihm den linken Arm um den Hals, während er ihn in Richtung Ausstieg zog. Dort blieben die beiden Männer stehen. Der kühle Wind fuhr in ihre erhitzten Gesichter und trocknete dort den Schweiß.

»Ruf sie!« befahl Suko.

»Wen?«

Der Chinese verstärkte den Druck. »Stell dich nicht so dumm an. Für Späße habe ich keine Zeit!«

»Okay, okay, ist ja schon gut.« Mondo holte Luft. »He, Lady X, komm her!«

»Was ist denn?« klang die Stimme der Scott.

»Komm, ich…«

»Ja, ja, schon gut. Der Bastard ist entwischt.« Ihre Stimme wurde lauter, die Frau kam näher.

Suko stand dicht am Ausstieg und konnte hinuntersehen. Jetzt tauchte Lady X auf.

Sie ging noch drei Schritte weiter, drehte sich um und zuckte unwillkürlich zurück.

Mit diesem Bild hatte sie nicht gerechnet. Aber sie fing sich sehr schnell und sagte nur: »Du Idiot!«

»Ich konnte nichts machen«, verteidigte sich Mondo. »Er war plötzlich in der Kanzel!«

»Genug der Rederei!« mischte sich der Chinese in den Dialog.

»Lassen Sie die Waffe fallen, Lady X!«

»Ich?«

»Sehen Sie noch eine andere?«

»Nein, Chinese, das nicht. Aber ich denke nicht daran, die MPi wegzuwerfen.« Sie lächelte kalt und zeigte dabei ihre Zähne. »Tut mir leid, Mondo!«

Dann riß sie die Maschinenpistole hoch und schoß!

***

Keiner von uns war in den ersten Sekunden fähig, ein Wort zu sprechen. Wir starrten auf die Hände.

Knochenhände! Wie bei einem Skelett. Jeder einzelne Finger war genau zu sehen und schimmerte weißgelb. Die Haut war völlig von den Händen abgefallen, eine unbegreifliche Tatsache, die mir aber nicht fremd war. Ich hatte gesehen wie der Nebel wirkte, war selbst dabeigewesen, als Gordon Granada, ein Pilot, zu einem Skelett wurde.

Der Nebel mußte bereits in das Flugzeug eingedrungen sein. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Die Sekunden dehnten sich. Judy schaute noch immer ihre Finger an. Die Augen waren verdreht, jetzt riß sie den Mund noch weiter auf, um einen Schrei auszustoßen.

Ich kannte solche Reaktionen. Angst und Schrecken entluden sich in einem oft gellenden Schrei. Aber das konnte ich nicht erlauben.

Wenn die Passagiere den Schrei hörten, dann wurden sie mißtrauisch und würden unter Umständen durchdrehen.

Das mußte ich vermeiden.

Ein Sprung brachte mich an die Stewardeß. Als ihr Schrei den Mund verlassen wollte, da preßte ich meine Hand auf ihre Lippen, und der Ruf erstickte.

»Wir müssen sie ruhig halten!« zischte ich den drei Männern zu.

Die Offiziere nickten.

Judy wehrte sich in meinem Griff. Ich fühlte die skelettierten Finger an meiner Hand, als sie den Griff sprengen wollten, doch mit einem Schulterwurf schleuderte ich Judy zu Boden. Sie fiel halb, klammerte sich allerdings auch bei mir fest. Sie hatte ihre knöchernen Hände in meine Kleidung gekrallt.

Ihr Gesicht war eine Grimasse. Angst, Schrecken und Wut zeichneten es. Und die Verwandlung schritt weiter fort. Sie hörte ja nicht mit den Händen auf, sondern breitete sich aus. Jetzt wurde auch ihre Haut in

Höhe der Gelenke brüchig, die Farbe änderte sich, und blanke Knochen schimmerten aus dem Gewirr von Muskeln und Sehnen.

Die drei Offiziere stöhnten auf. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Das war Wahnsinn, das war irre…

Der Prozeß lief weiter. Es gab kein Stoppen, bis zu den Oberarmen hatte sich die Haut gelöst, Judy mußte voll mit der Nebelwolke konfrontiert worden sein.

Das wollte ich wissen.

»Haben Sie den Nebel gesehen?« fuhr ich sie an. »Wo ist er jetzt? Ist er in das Flugzeug gekrochen? Reden Sie…!«

Nein, kein vernünftiges Wort drang aus ihrer Kehle. Das war nicht mehr die hübsche Stewardeß Judy, das war ein regelrechtes Monster, und als Monster mußte sie auch behandelt werden.

»So tun Sie doch was!« schrie der Co-Pilot.

Ich schaute ihn an. »Was denn, verdammt!«

»Helfen Sie ihr!«

»Das geht nicht mehr.«

»Wieso?«

»Sie ist verloren!« schleuderte ich dem Mann als Antwort ins Gesicht. »Es tut mir leid.«

Da schlug der Co-Pilot seine Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. Hinterher erfuhr ich, daß er und die Stewardeß befreundet gewesen waren und schon über Heirat gesprochen hatten.

Die Skeletthände wanderten an meinem Körper hoch. Auch im Gesicht war die Haut bereits dünner geworden. Ich kannte die Anzeichen genau, bald würde sie wegplatzen.

Da berührte Judy das Kreuz!

Diesmal konnte ich den Schrei nicht mehr stoppen. Alles war zu schnell gegangen. Etwas zischte, der Schrei verlor sich in einem Wimmern, und Judy kippte zurück, nachdem sie die Hand von meinem Kruzifix gelöst hatte.

Die Stewardeß fiel zu Boden. Die rechte Hand war mit dem Kreuz in Berührung gekommen, die schlenkerte sie jetzt, und plötzlich fiel die Hand ab.

Es war ein Bild des Schreckens, als die knöcherne Klaue auf dem Cockpitboden landete.

Die drei Offiziere waren vor Entsetzen stumm. Ich konnte sie gut verstehen, mittlerweile jedoch hatte ich mich an solche Szenen gewöhnt. Leider.

Die Stewardeß wand sich auf dem Boden. Sie war nicht mehr zu retten. Das Böse hatte sie voll getroffen.

Und sie löste sich auf.

Zum Glück war sie auf den Bauch gefallen, so daß niemand sah, wie der schaurige Vorgang auch ihr Gesicht erfaßte.

Die Stewardeß starb.

Wir standen daneben und konnten nichts tun. Nach zwei schlimmen Minuten blieben nur noch die blanken Knochen übrig, die aber so morsch waren, daß auch sie sich langsam auflösten..

Asche war der Rest.

Ich blickte die Männer an. Der Bordfunker hatte seine Hände gegen den Mund gepreßt. Ihm war übel. Der Co-Pilot schaute gar nicht hin, nur der Captain hielt sich noch tapfer, obwohl auch sein Gesicht eine ungesunde Blässe zeigte.

»Wissen Sie nun, warum ich vor dem Nebel solch eine Angst hatte?« fragte ich ihn.

Er nickte.

Es hatte keinen Zweck, vor der Wahrheit jetzt die Augen zu verschließen. Da mußten wir durch. Deshalb sagte ich: »Wir müssen damit rechnen, daß der Todesnebel auch in den Passagierraum eingedrungen ist, Mr. Brittan.«

»Meinen Sie… meinen Sie, daß …«

»Ja, es ist möglich.«

Er focht einen inneren Kampf aus. Ich ahnte, worum es dabei ging und schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, Captain, ich werde zu den Passagieren gehen.«

»Danke.«

Der Co-Pilot weinte. Er war mit seinen Nerven am Ende. Judy hatte ihm viel bedeutet. Die letzten Minuten mußten für ihn grauenhaft gewesen sein.

Der Bordingenieur hatte sich wieder ein wenig gefangen. Er drehte sich auf seinem Stuhl herum. »Wie ist das möglich?« flüsterte er mit kaum zu verstehender Stimme.

Ich hob die Schultern. Was sollte ich ihm auch groß erklären? Wir mußten die Tatsachen hinnehmen. Sollte ich ihm sagen, daß der Würfel des Unheils sich dafür verantwortlich zeigte? Daß er den Nebel produzierte. Der Würfel befand sich in Dr. Tods Hand. Durch seinen Besitz war dieser Mensch-Dämon sehr mächtig geworden, zu mächtig. Den Würfel konnte man manipulieren. Wenn ich ihn in meinen Händen gehabt hätte, wäre es mir möglich gewesen, ihn für die Zwecke des Guten einzusetzen. Da Dr. Tod ihn jedoch besaß, benutzte er ihn, um seine schändlichen Taten noch weiter auszubauen. Und dabei hatte ich auf der Bohrinsel den Würfel fast gehabt.

»Sie sind also auch machtlos«, stellte der Flugkapitän fest.

»Nicht ganz. Mein Kreuz kann den Nebel zurücktreiben, aber ich kann nicht überall sein, verstehen Sie?«

»Ja, ja.«

Ich fuhr fort. »Wenn ich nicht in der Kabine hier gewesen wäre, dann hätte er Sie getötet. Sie hätten dann als Skelett weiterexistiert,

während Ihre Seele eins mit dem Nebel geworden wäre.«
»Aha«, sagte er, und ich sah ihm an, daß er nichts verstand. Es war auch unbegreiflich, doch es hatte keinen Zweck, die Augen vor den schlimmen Tatsachen zu verschließen.
»Und Sie wollen wirklich in den Passagierraum?« fragte er.
»Ja.«
»Aber wenn nun…«
»Ich habe das Kreuz. Damit kann ich den Nebel durchqueren, Mr. Brittan. Es schützt mich.«
»Natürlich.«
»Außerdem muß ich mich noch um meinen Koffer kümmern. Er befindet sich auch noch dort.«
»Es war also kein Zufall, daß der Nebel gerade diese Maschine angegriffen hat?«
»Nein.«
»Aber die Zusammenhänge behalten Sie lieber für sich.«
»Das möchte ich gern. Zudem wäre es nicht der richtige Zeitpunkt, Ihnen jetzt alles zu erklären. Wir müssen handeln. Bleiben Sie hier, Sir. Ich gehe, und sollte der Nebel versuchen, in das Cockpit einzudringen, dann rufen Sie mich.«
»Klar. Und viel Glück, Mr. Sinclair.«
»Danke.« Glück konnte ich wirklich brauchen. Ich drehte mich um und ging auf die Tür zu. Es war ein schweres Los, das ich auf mich genommen hafte. Meine Hände zitterten, als ich sie auf die schmale Türklinke legte.
Dann zog ich die Tür auf.
Zwei Schritte später stand ich im Passagierraum. Sofort hielt ich den Atem an, mein Herz klopfte schneller, und das nackte Grauen sprang mich an.
Eine dichte Nebelwolke lag innerhalb des Passagierraumes. Die einzelnen Fluggäste waren nur schwer zu erkennen, aber ich konnte deutlich sehen, daß ich keine Menschen, sondern nur noch Skelette vor mir hatte…

***

Ich blieb stehen.
Sofort drängten die dicken Schwaden auf mich zu, wollten mich ebenfalls umfangen und mir die Haut von meinen Knochen lösen.
Doch da war noch das Kreuz.
Wie damals vor der Kirche hatte ich es in die rechte Hand genommen und den Arm ausgestreckt. Und wie damals wiederholte sich auch hier die Reaktion.
Der Nebel, der schon nach mir gegriffen hatte, teilte sich plötzlich einen Schritt vor mir, blieb stehen, quoll durcheinander und wich

sogar zurück.
Das Kreuz war stärker.
Ich konnte durch den Mittelgang schreiten.
Es war ein verflucht schwerer Gang. Überall wo ich hinkam, wich der Nebel zurück, machte mir Platz, damit ich weitergehen konnte, und ich sah rechts und links die Passagiere.
Skelette!
Jeder war zu einem Knochenmann geworden. Bei einigen war die Verwandlung noch nicht völlig beendet, sie befanden sich noch im letzten Stadium, und meinen Augen boten sich schlimme, makabre Szenen.
Zudem hörte ich die erstickten Schreie das schlimme Röcheln, die wehklagenden Laute.
Der Todesnebel hatte vor nichts und niemanden Halt gemacht.
Nicht vor Männern, Frauen oder Kindern. Er war unerbittlich, wie sein Schöpfer – Dr. Tod.
Als ich stehenblieb und mich umdrehte, sah ich, wie der Nebel hinter mir zusammenfuhr. Dort bildete er wieder eine graue, sich bewegende, quirlende Wand.
Ich stand am Ende des Ganges, wo auch die beiden Einbrecher lagen. Sie waren ebenfalls zu Skeletten geworden. Ray Smith und Rick Ramford existierten nicht mehr. Die Fesseln waren von ihren jetzt dünnen Gelenken gerutscht und lagen auf dem Sitz. Sie selbst bildeten ein übereinanderliegendes Gewirr von Knochen.
Der Koffer war unbeschädigt, wie ich mit einem Blick feststellte.
Ich wollte ihn auf dem Rückweg mitnehmen und erst noch in der Pantry des Flugzeuges nachschauen.
Ich öffnete die schmale Tür.
Augenblicklich drängte die Nebelwolke auf mich zu, fächerte jedoch auseinander, als sie sich dicht vor mir befand.
Die Pantry lag direkt links.
Halboffen stand die Tür, und der Nebel hatte seinen Weg in den kleinen Raum gefunden.
Ich fand ihn auch.
Die zweite Stewardeß lag rücklings auf dem kleinen Tisch. Bei ihren letzten Bewegungen hatte sie zahlreiche Tabletts zu Boden geworfen, und mich starrte ein grinsendes Skelettgesicht an.
Ich schloß die Tür. Da war nichts mehr zu machen. Auch auf den beiden Toiletten schaute ich nach.
Zum Glück waren sie leer.
Aber der Nebel hatte sich überall verteilt. Er wallte in jedem Raum und nahm keinerlei Rücksicht. Nur mich griff er nicht an, deshalb durfte ich mein Kreuz nur nicht aus der Hand geben. Denn dann war alles vorbei.

Ich ging wieder zurück und wollte gerade die Tür zum Passagierraum aufstoßen, als ich die blechern klingende Lautsprecherstimme hörte.

»Oberinspektor Sinclair! Bitte kommen Sie schnell. Der Nebel, er dringt auch ins Cockpit ein!«

Ich hörte, wie nervös der Kapitän war.

Seine Stimme zitterte. Er stand unter einem ungeheuren Druck.

Hart riß ich die Tür auf, wollte schnell durch den Gang laufen, doch das war nicht mehr möglich.

Mindestens ein halbes Dutzend Skelette hatten sich erhoben und versperrten mir den Weg…

***

Suko hatte mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet, obwohl er auch von der Brutalität dieser Frau überrascht war, denn sie schoß auf ihren eigenen Kumpan.

Trotzdem war der Chinese vorbereitet.

Als die MPi ihre Kugelgarbe ausspie, warf er sich blitzschnell nach hinten und gleichzeitig zur Seite, um dem tödlichen Gruß zu entgehen. Mondo ließ er dabei nicht los.

Die Garbe fehlte. Sie rauschte über beide Männer hinweg, als sie zu Boden prallten und hackte die gegenüberliegende Innenwand des Flugzeuges auf, ohne jedoch ernsten Schaden anzurichten und die Cessna fluguntauglich zu machen.

Lady X hatte bewußt nur wenige Kugeln geopfert. Sie wollte keine Munition verschwenden.

Wild lachte sie auf. »Denk nur nicht, daß du mich leimen kannst, Chinese!« schrie sie. »Nicht mit mir. Ich schieße dich in Stücke, du Bastard!«

Suko sagte nichts. Er ließ Marvin Mondo los und schlug blitzschnell mit der Handkante zu.

Der verbrecherische Wissenschaftler sackte zusammen und blieb bewußtlos liegen.

Jetzt konnte sich Suko um Lady X kümmern. Auf dem Boden der Cessna liegend robbte er vorsichtig an den Ausstieg heran.

Suko machte nicht den Fehler, sich aus dem offenen Einstieg zu beugen. Er blieb liegen. Dann streckte er den rechten Arm aus, dessen Hand auch die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta hielt. Bei Lady X hätte er auch eine normale Waffe nehmen können, da brauchte er keine Silberkugeln zu opfern, aber jetzt noch einmal zurückzukriechen und nachzusehen, ob Mondo eine Kanone bei sich trug, dafür fehlte dem Chinesen die Zeit.

Als sich die Pistolenmündung in einer Höhe mit seinem Kopf befand, wagte der Chinese es.

Er schaute nach draußen.

Der Blickwinkel war schlecht, er konnte nicht sehen, was sich direkt unter dem Einstieg abspielte. Wenn die Frau schlau war, dann hielt sie sich dort auf.

Sie war es nicht.

Dafür hatte sie sich einen anderen Trick ausgedacht. Sie stand weiter links, vielleicht acht Schritte entfernt, wo Boden und Dunkelheit zusammenschmolzen.

Dort hatte sie ihren Platz.

Lady X war in die Knie gegangen, sie wollte ein so kleines Ziel wie möglich bieten, und ihr Blick brannte sich an der Einstiegsluke der Cessna fest.

Dort mußte ihr Gegner auftauchen. Suko erschien.

Lady X sah den Kopf des Chinesen. Ein wilder Triumph peitschte in ihr hoch, sie drückte die MPi hart gegen ihre Hüfte und zog den Stecher zurück.

Suko sah nur den Schatten. Er wußte, daß er jetzt ungeheuer schnell sein mußte, kein langes Nachdenken mehr, nur schießen.

Er feuerte.

Zweimal riß er den Stecher der Beretta nach hinten. Die Kugeln hieben aus dem Lauf, trafen, und auch die Frau drückte ab. Es war ein Reflex, mehr nicht, denn Sukos Geschosse hatten Lady X nach hinten gerissen. Sie torkelte noch zwei Schritte, der linke Arm schien irgendwo Halt zu suchen, dann fiel sie hin, als hätte man ihr die Beine unter dem Körper weggezogen und rührte sich nicht mehr.

Der Chinese wollte erst gar nicht glauben, was er da zu sehen bekam, er rechnete mit einem Trick und blieb deshalb schußbereit. Da jedoch sah er, daß Lady X ihre Waffe nicht mehr festhielt. Die Maschinenpistole lag ein paar Yards von ihr entfernt. Beim Fall hatte sie sie verloren, und die Waffe war auf dem glatten Boden weitergeschlittert.

Suko lächelte plötzlich. Er hatte tatsächlich das geschafft, von dem die anderen noch träumten. Der Chinese hatte Lady X ausgeschaltet.

Erst jetzt stand er auf. Das Wissen wühlte ihn innerlich regelrecht auf, der sonst so beherrschte Suko war richtig nervös. Deshalb achtete er auch nicht darauf, was hinter ihm geschah.

Dort richtete sich Marvin Mondo langsam auf. Suko hatte ihn zwar ins Reich der Träume geschickt, aber dieser Mann konnte unheimlich viel einstecken.

Zwar war Mondo noch etwas benommen, doch er wußte instinktiv, daß er jetzt kein Geräusch verursachen durfte.

Nichts sollte den Chinesen warnen.

Suko stand noch immer am Einstieg, während Mondo seinen Arm zur Seite streckte und einen auf der Konsole herumliegenden Türkeil aus Holz in die Hand nahm.

Er hob den rechten Arm.
Noch ein Schritt.
Den hatte er schnell hinter sich gebracht. Dann schlug er zu.
Suko besaß zwar keinen sechsten Sinn, aber er hatte gemerkt, daß sich ein Mensch dicht hinter ihm befand. Er nahm den feinen Geruch wahr, den jeder Mensch ausströmt.
Und Mondo roch nach Schweiß.
Der Chinese wirbelte herum.
Er tat dies mit einer blitzschnellen Bewegung, wuchtete sich gleichzeitig zur Seite, doch der verdammte Kerl war bereits zu nah.
Er traf Suko im Nacken.
Der Chinese spürte einen scharfen, brennenden Schmerz und merkte, wie das Holzstück an seinem Fleisch abrutschte. In seinem Gehirn zuckten Blitze. Unbewußt tat Suko genau das Falsche. Er griff nach vorn und wollte dort Halt finden, doch da war nichts.
Nur der Ausstieg.
Der Chinese verlor das Gleichgewicht, kippte aus der Maschine und prallte zu Boden.
Er hatte zwar noch seine Hände etwas vorstrecken und damit den Fall mildern können, das reichte jedoch nicht, um ihn vor einer Bewußtlosigkeit zu bewahren. Suko bekam einen harten Schlag gegen die Stirn, und für ihn gingen sämtliche Lichter aus.
Mondo stand in der offenen Tür. Den Keil hielt er noch in der Hand. Der Verbrecher starrte nach unten, wo Suko und Lady X lagen. Seine beiden künstlichen Wesen konnte er nicht sehen, die befanden sich unter der Cessna.
Die Augen des Verbrechers waren weit aufgerissen. Mondo hörte das Echo seines Herzschlages. Das Blut rauschte in seinen Ohren.
Suko streifte er nur mit einem flüchtigen Blick. Er hatte nur Augen für Barbara Scott, Lady X genannt, die reglos auf dem Boden lag.
Wie tot…
Lebte sie nicht mehr?
Es sah ganz so aus, als hätte der Chinese es geschafft, sie auszuschalten.
Obwohl die Scott auch auf Mondo geschossen hatte, dachte der Verbrecher nicht daran, ihr irgendwelche Haßgefühle entgegenzubringen. Sie hatte eben nicht anders gekonnt, er hätte ebenso gehandelt. Sein Entschluß jedoch stand fest. Er konnte ihr nicht mehr helfen und mußte jetzt Dr. Tod informieren, damit der Gegenmaßnahmen einleiten konnte. Hier auf diesem Flughafen durfte er nicht bleiben. Er dachte auch noch an den Zeugen im Wagen. Das Taxi hatte sich nicht von der Stelle bewegt, sondern stand immer noch dort.
Mondo schlug die Einstiegstür zu. Plötzlich hatte er es mehr als eilig.

Er nahm auf dem Pilotensessel Platz, durchgecheckt war die Maschine schon, und startete.

Die Propeller drehten sich, der linke etwas schwächer, dann zündete der Motor auch voll.

Mr. Mondo konnte starten.

Suko lag noch immer auf der Runway. Doch er hatte einen eisernen Willen und einen fast eisernen Schädel. Die Bewußtlosigkeit dauerte nur kurz. Das Dröhnen der startenden Cessna entriß ihn der Ohnmacht: Suko öffnete die Augen.

Ein riesiger Schatten wischte über ihn hinweg. Es war das Flugzeug, das langsam in Startposition rollte. Suko wälzte sich auf den Rücken und sah den schwachen grünlichen Schein im Innern des Cockpits. Wer hinter dem Steuerknüppel saß, konnte er nicht erkennen, er rechnete jedoch damit, daß Mr. Mondo Lady X an Bord geholt hatte. Um so überraschter war Suko, als er die Frau nicht weit von sich entfernt am Boden liegen sah.

Mondo floh allein. Die Signalleuchten der Cessna zerfaserten langsam in der Dunkelheit.

Suko konnte sich die Flucht des Mannes nur so erklären, daß er völlig die Nerven verloren haben mußte.

Sein Hals tat ihm weh. Suko tastete mit der Hand nach und fühlte auch das Blut. Dieser scharfe Gegenstand hatte ihm hinten im Nacken die Haut aufgerissen.

Aber der Kopf saß noch dran, und das war die Hauptsache.

Er stemmte sich hoch und hatte mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, so daß er nicht auf die Beine kam und erst einmal sitzenblieb. Die Welt um ihn herum schwankte, und Suko konzentrierte sich darauf, erst einmal ruhig zu werden. Dann mobilisierte er seinen Willen, und er schaffte es tatsächlich, die Schmerzen so weit zurückzudrängen, daß sie ihn kaum noch belästigten. Dieses Training hatte der Chinese in seinem Heimatland gelernt.

Rasche Schritte drangen an seine Ohren. Dann eine Stimme.

»Mann, Mister, daß Sie noch leben!«

Jetzt erst sah Suko Harry, den Agentenschreck. Der Driver stoppte vor Suko. Sein Atem ging keuchend und puffte als Wolke aus dem Mund.

»Mann, habe ich eine Angst gehabt«, gab er ehrlich zu. »Da ist ja geschossen worden.« Er schaute Suko fragend an. »Die Frau, nicht?«

»Genau.«

»Ein Teufelsweib.« Seine Augen wurden groß. »Da… da liegt sie ja. Haben Sie die …?«

»Ja.«

Harry wich unwillkürlich zurück. Plötzlich war ihm Suko unheimlich geworden. Sein Blick irrte in die Runde, und er sah auch die beiden

Wesen am Boden liegen. Zum Glück war es noch dunkel, so daß er die zerstörten Schädel nicht erkennen konnte.

»Keine Angst«, sagte Suko und bemühte sich aufzustehen. »Ich bin von der Polizei. Die anderen sind oder waren Verbrecher.«

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, murmelte Harry.

Suko lächelte. »War wohl nichts mit dem großen James Bond – oder?«

»Nee, Mister, wirklich nicht.«

»Sie können mich Suko nennen.« Der Chinese hatte es geschafft, auf die Beine zu kommen. Er ging noch nicht auf Lady X zu, sondern blieb erst einmal stehen und atmete tief durch. Er konnte es noch immer nicht glauben, daß er Lady X ausgeschaltet hatte.

Schließlich ging er zu ihr.

Barbara Scott, auch Lady X genannt, lag auf der Seite. Das lange schwarze Haar berührte wie ein dunkles Vlies den Boden, von dem die Feuchtigkeit als leichter Dunst hervorkroch. Die im Westen liegenden Flughafengebäude wirkten wie hell erleuchtete, makabre Zeugen, als Suko sich bückte und die Frau auf den Rücken drehte.

Er berührte das blutige Gesicht der Frau.

Plötzlich zuckte Suko zusammen. Seine Augen verengten sich, er fühlte noch einmal an der anderen Stirnseite nach und konzentrierte sich. Es gab keinen Zweifel.

Unter der Haut pochte eine Ader.

Lady X war *nicht* tot!

Diese Erkenntnis mußte der Chinese erst einmal verdauen. Dann untersuchte er die Frau genau, fand jedoch keinen zweiten Kugeleinschlag, obwohl Suko zweimal geschossen hatte. Mit einem Schuß hatte er demnach gefehlt. Ein Geschoß hatte eine fingerlange Wunde am Kopf der Frau hinterlassen und sie in eine tiefe Bewußtlosigkeit gerissen. Aber sie würde leben, von einem Streifschuß starb man normalerweise nicht.

Das hätte er wirklich nicht gedacht. Obwohl die Frau eine Verbrecherin gewesen war, fiel dem Chinesen doch ein Stein vom Herzen, daß sie noch lebte. Er tötete nicht gern, haßte es sogar, denn die Frau war ein Mensch und kein Monster. Jetzt allerdings kam es darauf an, daß er schnell reagierte.

Zum Glück war Harry da. »Ist Ihr Wagen noch fahrtüchtig?« fragte der Chinese.

»Glaube schon. Der hat zwar einige Bleipillen abbekommen, außerdem ist ein Scheinwerfer kaputt, aber das macht ihm nichts aus.«

»Okay, dann kommen Sie her.«

»Mach ich doch glatt.« Harry rannte davon, während Suko neben der Frau sitzen blieb und zahlreiche Gedanken durch seinen Kopf

wirbelten.

Marvin Mondo mußte es ähnlich ergangen sein wie ihm. Auch er hatte sicherlich angenommen, daß Lady X tot war. Sonst wäre er nicht geflüchtet.

Welch ein makabrer Irrtum, der allerdings völlig neue Perspektiven eröffnete. Sowohl für die eine als auch für die andere Seite. Dr. Tod würde und mußte reagieren, denn solch eine Schlappe ließ er nicht auf sich sitzen. Und Suko mußte ebenfalls sehr schnell sein. Er hatte vor, Barbara Scott sofort in ein Gefängniskrankenhaus zu schaffen und sie dort unter Bewachung zu stellen. Ihr mußte der Prozeß gemacht werden. Vielleicht konnte man sie dazu bringen, auszupacken. Wenn Suko daran dachte, wurde ihm fast schwindelig. Eine regelrechte Lawine rollte da auf Scotland Yard zu. Und niemand außer ihm und diesem Taxifahrer Harry wußten bis jetzt Bescheid.

Er hörte einen Motor. Harry kam. Der Wagen war auf einem Auge blind. Harry bremste sein Taxi dicht neben Suko ab und stieg aus.

Dann öffnete er alle vier Türen.

»Alles klar?«

Der Chinese nickte. »Ja, wir können sie in den Wagen laden. Die Reinigungskosten schicken Sie bitte an Scotland Yard, und auch die Reparatur des Wagens wird übernommen.«

»Nobel, nobel.«

Vorsichtig hievten die beiden Männer die Bewußtlose hoch. Suko hatte sie unter den Achselhöhlen gepackt, Harry hielt die Beine der Frau fest. Ihr Kopf fiel zur Seite, und die Wange ruhte dabei auf dem Arm des Chinesen.

Sie trugen Lady X zum Wagen. Behutsam betteten sie die Frau in den Fond.

Harry holte sogar eine Decke aus dem Kofferraum, auf die er ihren Kopf legte.

»Meine Güte, ein Gesicht wie ein Engel und dann so brutal«, murmelte er.

Suko enthielt sich eines Kommentars. Dabei hatte Harry recht.

Lady X sah wirklich aus wie ein Engel, aber ihr Innerstes glich dem eines Teufels.

Das konnten die meisten nicht begreifen, und viele wollten es auch nicht wahrhaben, bis sie eines Besseren belehrt wurden.

Die Männer nahmen vorn Platz. »Und was ist mit den beiden da auf der Runway?« fragte Harry.

»Die lasse ich abholen.«

»Wenn Sie das sagen.« Harry startete. Suko hatte ihm als Ziel das Yard Building angegeben. Er konnte es kaum erwarten, mit Sir Powell zu reden…

***

Nicht zum erstenmal standen mir Skelette gegenüber, die meinen Tod wollten. Damit würde ich fertig werden, in der Beretta steckten noch genügend geweihte Silberkugeln. Nur konnte ich mir diesmal keine Zeit lassen, denn sie war zusätzlich mein Feind, da der Nebel das Cockpit inzwischen erreicht hatte. Mir kam es vor, als wollten die Skelette verhindern, daß ich die Kanzel erreichte.

Deshalb der Angriff.

Sie sahen wirklich scheußlich aus. Die Schädel waren nicht kahl, sondern zum Großteil noch behaart. Doch die Haare hatten an Farbe verloren, aus den meisten waren graue, glanzlose Strähnen geworden, die, ineinander verfilzt, an der blanken Schädelplatte herabhingen.

Zum Glück behinderten sie sich in dem relativ engen Mittelgang gegenseitig, so daß ich mit einem Schlag gleich zwei oder drei von ihnen treffen konnte.

Noch ließ ich die Beretta stecken. Mein Kreuz würde vorerst reichen. Zudem hatte ich Angst, daß vielleicht eine Kugel die Haut des Flugzeuges verletzen konnte, und wenn der Wind sie weiter aufriß, war ich verloren.

Ich ließ die ersten beiden ruhig herankommen. Es waren eine Frau und ein Mann. Die Frau trug ein blaues Kleid, der Mann einen Anzug, aus dessen Kragen der Skelettkopf ragte.

Erscheinungen, die einem Angst einjagen konnten. Mir nicht mehr, und ich zeigte ihnen, was ich davon hielt.

Dem ersten Skelett drückte ich mein Kreuz mitten ins Gesicht.

Schon bei der Berührung zersprangen die Knochen und fielen wie die Teile eines Puzzles umher.

Das zweite hatte ebenfalls keine Chance. Bevor die Frau im blauen Kleid noch Hand an mich legen konnte, hatte ich ihr unseliges Leben schon zerstört.

Okay, zwei weniger.

Aber andere drängten nach, schoben die makabren Gerippe nach vorn und auf mich zu.

Ich wich zur Seite aus. Kaum jemand befand sich noch auf den Sitzen. Bevor ich mir den Weg freigeschlagen hatte und wirklich zuviel Zeit verging, kam ich auf dem etwas unkonventionellen Wege sicherlich weiter.

Ich turnte über die Sitze. Dabei hangelte ich mich von Rückenlehne zu Rückenlehne, warf mich darüber, stemmte mich auf den Sitzen wieder ab und kam so weiter. Sitz für Sitz näherte ich mich der Pilotenkanzel, meinem eigentlichen Ziel.

Es dauerte ein wenig, bis die Skelette begriffen, was ich vorhatte, dann allerdings reagierten sie auch und wollten mich packen, was mir überhaupt nicht gefiel.

Das erste Skelett erledigte ich mit dem Kreuz. Es gab einen

regelrechten Blitzschlag, als es starb. Von der Seite, dem Mittelgang her, warf sich ein weiteres Skelett auf mich zu. Der Knochenmann grinste mich an. Ich sorgte dafür, daß ihm das Grinsen verging. Er verging wie seine Vorgänger.

Das alles hatte Zeit gekostet. Dabei hatte ich nicht einmal die Mitte des Passagierraumes erreicht, und immer wieder streckten sich mir erneut Klauenfinger entgegen.

Ich schlug sie zur Seite, erledigte noch zwei Skelette, kam auch einige Sitze weiter, bis die Gegner zu einer neuen Methode griffen.

Sie hatten wohl eingesehen, daß sie mich auf diese Art und Weise nicht fangen konnten, wobei sie sich zusätzlich noch gegenseitig im Weg standen und das Schaben ihrer Knochen gegeneinander die makabre Begleitmusik bei meinem Vorwärtsdrang war.

Sie zogen sich von mir zurück, aber nur, um sich hinter meinem Rücken zu sammeln.

Das merkte ich, als ich gerade geduckt auf einer Rückenlehne hockte, und mich abstoßen wollte. Ich kam auch weg, aber es gelang mir nicht, drei Sitzreihen zu überspringen, denn eine kalte Klauenhand umklammerte meinen rechten Fußknöchel.

Ich fiel zwischen die Sitze und zum Glück weich. Nur meine rechte Hand mit dem Kreuz stieß auf den Boden, wobei der Aufprall jedoch vom Teppich gedämpft wurde.

Hinter mir hörte ich ein zischendes Kichern, wohl der Ausdruck eines Triumphes, der mir nun überhaupt nicht gefiel.

Ich kämpfte mich wieder hoch. Das blieb erst mal beim Vorsatz, denn die verdammten Gerippe waren schnell. Sie tauchten nicht nur in meinem Rücken auf, sondern krochen auch jetzt von der Seite heran, wo sie zuvor im Mittelgang gelauert hatten.

Die knöchernen Finger schlugen nach mir, rissen an meiner Hose, denn die verfluchten Monster wollten mich unbedingt zu sich heranziehen. Ich hing immer noch in einer Schräglage, versuchte mich freizutreten, aber die Gerippe hielten eisern fest. Meine Knöchel wurden umspannt wie von stählernen Klauen.

Als ich dann von der Seite her einen Schlag gegen die Wange bekam, war das wie ein Startsignal.

Wütend keilte ich aus. Dann zog ich hart meine Beine an. Die Klauen ließen nicht los. Dafür geschah allerdings etwas anderes.

Durch meine heftige Attacke zog ich die Knöchernen über die Rückenlehne hinweg, so daß sie auf mich fielen, mich zwischen den Sitzen einklemmten und gleichzeitig unter sich begruben.

Im Western heißt es oft: da wurde er zum Tiger. So ähnlich reagierte ich auch. Da die Skelette jetzt in meiner Nähe waren und ich das Kreuz noch immer festhielt, setzte ich es auch ein. Die geweihte Waffe klirrte gegen die gelblich schimmernden Knochen und zerstörten die

Monster innerhalb von Sekunden.

Ich wühlte mich im wahrsten Sinne des Wortes frei und schleuderte die verdammten Knochen von mir.

Es war ein harter Kampf. Immer wieder schossen Blitze hoch, hörte ich ein Knirschen und Klappern, dazwischen leise Schreie und hohle Geräusche, wenn Schädel zersprangen.

Aber ich schaffte es und kam frei.

Plötzlich schoß ich zwischen den Sitzen hoch, schleuderte ein Knochenmonster zur Seite und warf mich in den Mittelgang, wo ich etwas Luft hatte.

Jetzt konnten wir weitersehen.

Der Weg zur Cockpittür war im Augenblick nicht versperrt. Ich hatte freie Bahn.

Die ich auch ausnutzte.

Mein Sprint auf die Tür zu und durch die Nebelwolke war schon fast olympiareif. Allerdings kam ich nicht mehr dazu, die Tür aufzureißen, denn sie wurde von innen aufgestoßen.

Der Co-Pilot erschien.

Als Skelett!

***

Ich stoppte, als hätte mich ein Faustschlag aufgehalten. Das hatte ich zwar befürchtet, aber dennoch gehofft, daß der Fall nicht eintreten würde.

Schaurig sah er aus. Die Uniform, aus der knöcherne Teile ragten, hinzu kam das bleckende Grinsen, und ich sah auch noch letzte Hautreste auf seiner Stirn.

Das Monster versperrte mir den Weg. Der Nebel quoll in die Kanzel, würde sich dort weiter ausbreiten und auch die anderen zu Monstern machen.

Bis ich schließlich der einzig normale Mensch in diesem verdammten Düsenjet war!

Da packte mich die Wut.

Ich hämmerte dem ehemaligen Co-Piloten mein Kreuz gegen die hohlen Rippen, so daß er buchstäblich in zwei Teile gerissen wurde.

Sie purzelten nach rechts und links weg.

Für mich war der Weg frei.

Ich stürmte in das Cockpit.

Als nächsten sah ich den Bordingenieur. Er hockte auf seinem Drehsessel und schaute mir entgegen.

»Da!« brüllte ich und schmetterte das Silberkreuz gegen seinen Kopf.

Das Skelett flog vom Sitz, blieb auf dem Boden liegen und brach langsam in Stücke.

Ich wandte mich um, schmetterte die Tür zum Passagierraum zu und

drehte den Schlüssel.

Zwei Offiziere hatte ich als Skelette erlebt. Blieb noch einer übrig.

Der Kapitän.

Wo war er?

»Mr. Brittan!« rief ich.

Ich hörte ihn nicht. Dafür sah ich ihn. Er hockte in einer Ecke und drehte mir den Rücken zu. Der Nebel war vor meinem Kreuz zurückgewichen und hatte zum großen Teil das Cockpit verlassen.

Nur noch Reste davon quollen durch die Flugzeughaut.

Meine Sicht war besser geworden, und ich atmete auf. Ich schaute zwar auf den Rücken des Captains, sah aber zwischen Haaransatz und Kragen das Fleisch des Nackens schimmern.

Der Nebel schien diesen Mann verschont zu haben.

Ein Wunder!

Ich sprach ihn noch einmal an.

Jack Brittan kam hoch. Langsam, als hätte er große Mühe. Mit beiden Händen stemmte er sich ab.

Und ebenso langsam drehte er sich um.

Ich war schon zuvor mißtrauisch geworden, hatte so ein komisches Gefühl gehabt, weil der Captain sich für meinen Geschmack viel zu langsam bewegte, und sah mich nicht getäuscht.

Jack Brittan befand sich in einem Übergangsstadium. Er schaute mich zwar noch an, aber durch seine Haut schimmerten bereits die weißgelben Knochen…

***

Wir starrten uns an.

Noch war Leben in seinem Gesicht, noch hatte sich die Kraft des Nebels nicht so weit ausgebreitet, daß sie sämtliche Haut vom Körper ätzen konnte.

Das Kreuz zuckte in meiner Hand. Sollte ich es ihm entgegenschleudern und ihn damit töten? Aber was geschah danach, wenn Jack Brittan nicht mehr lebte? Dann befand ich mich als einziger Mensch an Bord dieses Flugzeuges und würde irgendwann, wenn der Treibstoff verbraucht war, über dem amerikanischen Festland abstürzen oder abgeschossen werden. Beides würde ich nicht überleben.

Ich konnte ihn auch nicht am Leben lassen. Er würde versuchen, mich zu töten, denn darauf waren diese Kreaturen geeicht, die keine Seele mehr besaßen.

Der Nebel hatte sich verzogen. Er konnte die Nähe meines Kreuzes nicht ertragen, und ich sah, daß die Veränderung des Piloten nicht fortgeschritten war.

Das heißt, er blieb wie er war. An den Wangenknochen war die Haut

ein wenig aufgeplatzt. Dort sah ich die Knochen, und auch an den Fingern schien sie mir ziemlich dünn zu sein, vielleicht gab es dennoch eine Rettung.

Den Versuch mußte ich wagen.

Ich sprach Brittan an. »Captain, hören Sie mich?«

Er nickte.

Schon ein Vorteil. »Können Sie meine Worte auch verstehen?«

»Ja.« Die Stimme klang zwar gequält, sie hörte sich dennoch normal an. Ich atmete auf. »Möchten Sie, daß ich Ihnen helfe, Brittan?«

»Bitte.«

Ich lächelte. Der Captain schien vernünftig zu sein. Der Nebel hatte ihn noch nicht voll erwischt, vielleicht bekamen wir beide noch eine gute Chance.

Ich hob die rechte Hand mit dem Kruzifix. »Sehen Sie das Kreuz, Mr. Brittan?«

»Ja.«

»Haben Sie Angst davor? Fürchten Sie es?« Jetzt war ich auf seine Antwort gespannt.

Es dauerte etwas, bis er redete. »Ja, ich fürchte es. Nein, eigentlich nicht.« Er widersprach sich.

Was war zu tun?

Ich mußte einen Versuch starten. »Nehmen Sie das Kreuz in die Hand, Jack!«

Er zuckte zurück. »Nein!« Seine Hände fuhren hoch und wischten fahrig über sein Gesicht. Als er sie zurückzog und die Innenflächen betrachtete, waren sie schweißfeucht.

Der Mann focht einen inneren Kampf mit sich selbst aus. Er wußte nicht genau, ob er das Kreuz nehmen sollte. Klar, der Todesnebel hatte ihn angegriffen, attackiert und war dabei, sein Menschsein zu zerstören, aber der Kapitän dachte noch nach. Sein Fühlen und Handeln war menschlich.

Deshalb dieser Versuch mit dem Kreuz.

»Nehmen Sie es!« forderte ich ihn auf. »Los, zögern Sie nicht mehr, Jack!« Ich ging während der Worte auf ihn zu. Zurückweichen konnte er nicht mehr, da er das Cockpit im Rücken spürte.

Dicht vor seinem Gesicht stand meine Hand mit dem Kreuz. Selbst ich zitterte ein wenig, auch an mir waren die letzten Minuten nicht spurlos vorübergegangen, aber ich mußte es wagen.

Er hob den Arm. Zögernd öffnete sich seine Hand. Fast war es wie bei Myxin, als der kleine Magier, von Asmodina gedemütigt, das Kreuz nahm und es bei ihm nichts tat.

Wie würde es bei Brittan reagieren?

Jetzt befanden sich seine Finger dicht vor dem Kreuz, die Hand war offen, und ich drückte ihm das Kruzifix gegen die Haut.

Instinktiv schlossen sich seine Finger darum. Er riß die Augen weit auf, der Mund öffnete sich, ein stöhnender Laut drang daraus hervor, ein gewaltiges Zittern durchlief seinen Körper, das Kreuz begann zu strahlen, und ich sah meine Hoffnungen sinken.

Würde die Kraft des Lichts den Mann zerstören? Brittan taumelte zur Seite. Er krümmte sich dabei, doch er ließ das Kreuz nicht los. Fest umklammerte er es mit der linken Hand, obwohl er Schmerzen empfinden mußte. Gräßliche Laute drangen aus seinem Mund, Speichel tropfte zu Boden, doch er hielt eisern fest.

Und er schaffte es.

Jawohl, Freunde, Captain Jack Brittan war kein Opfer des Todesnebels geworden.

Der unnatürliche Glanz des Kreuzes verblaßte, es sah wieder normal aus, wie bei mir, wenn ich es um den Hals trug.

Mir fiel ein regelrechter Stein vom Herzen. Ich schaute den Captain an. Er hatte Tränen in den Augen, er wußte, was mit seinen Mitarbeitern passiert war, und er war nahe daran gewesen, den gleichen Weg zu gehen. Seine Hände fuhren hoch zum Kopf und betasteten das Gesicht. Er fühlte keine Knochen.

»Geschafft«, flüsterte er, »verdammt, wir haben es geschafft, Sinclair.« Er schluckte. »Oder?«

»Vielleicht«, erwiderte ich. »Auf jeden Fall leben wir, und das ist die Hauptsache.«

»Sicher, Mr. Sinclair, sicher…«

»Sagen Sie John.«

»Okay, um noch mal auf das Leben zurückzukommen, John, wie sieht es denn im Passagierraum aus?«

»Wollen Sie eine ehrliche Antwort?«

»Ja.«

»Es sieht schlimm aus, Jack. Verdammt schlimm. Keiner hat es überstanden.«

Eine Mischung aus Staunen und Entsetzen legte sich auf sein Gesicht.

»Dann sind alle Passagiere…?«

Ich nickte. »Ja, sämtliche Passagiere sind ein Opfer dieses Todesnebels geworden.«

»O Gott, das darf nicht wahr sein…«

»Es stimmt aber. Leider«, erwiderte ich leise. »Wir sind die einzigen normalen Menschen an Bord.«

»Und was machen wir?«

»Zusehen, daß wir nicht in den verdammten Bach kippen«, sagte ich grimmig.

»Stimmt auch wieder.«

»Die Skelette werden uns sicherlich töten wollen«, meinte der Flugkapitän.

»Klar.«
»Und wie wehren wir uns?«
»Sie wehren sich gar nicht, Jack. Das übernehme ich. Einige habe ich schon ausgeschaltet, mein Kreuz hat mir wirklich ausgezeichnete Dienste geleistet. Wäre es nicht gewesen, liefe ich schon längst als Gerippe herum, aber das Kruzifix besitzt eine magische Aura, die mich schützt.«
»Ein wundersames Ding«, meinte Brittan.
»Das kann man wohl sagen.«
Obwohl mein Kreuz Lücken in die Reihen der Skelette gerissen hatte, gaben die Knochenmänner noch längst nicht auf. Ich sah sie nicht, aber beide hörten wir sie.
Die Gerippe hielten sich an der Cockpittür auf und kratzten mit ihren knöchernen Klauen über das Holz, wobei diese unheimlichen Geräusche bei mir eine Gänsehaut erzeugten.
Der Pilot war neben mich getreten. »Was machen wir?« hauchte er. »Die rennen doch sicherlich die Tür ein.«
Ein dumpfer Schlag gegen das Holz bestätigte seine Worte. Die Gerippe wollten ins Cockpit, davon biß keine Maus den Faden ab.
Sie hatten gemerkt, daß dort noch jemand war, der sich als Opfer eignete. Aber sie sollten ihn nicht bekommen, dafür würde ich sorgen.
»Gehen Sie zurück!« ordnete ich an.
Jack Brittan gehorchte.
Ich drehte mit der linken Hand den Schlüssel herum, legte die andere auf die Klinke und riß die Tür mit einem gewaltigen Ruck auf, womit auch keines der Gerippe gerechnet hatte, denn zwei der Knochenmänner pur reiten in das Cockpit, während die anderen plötzlich zurückwichen, weil sie das Kreuz gesehen hatten.
Die zwei jedoch fielen mir praktisch vor die Füße. Und nun erlebte Captain Jack Brittan zum erstenmal aus nächster Nähe die Wirkung des geweihten Kruzifix!
Als der erste Knochenmann nach meinen Beinen fassen wollte, drückte ich ihm das Kreuz auf die Schädelplatte. Haarsträhnen verfingen sich in dem Silber, es knisterte zischte, blitzte auf, dann wurde der Schädel gespalten.
Ich ging einen Schritt zurück und nahm mir das nächste Skelett vor. Es war schon im Begriff, Brittan anzugreifen, als ich es an der knochigen Schulter herumwirbelte und ihm mein Kreuz zwischen die Knochen in der Hüfte steckte.
Einmal drehte es sich im Kreis. Noch während der Bewegung brach der Knöcherne auseinander.
Wir hatten Ruhe.
Fassungslos schüttelte Jack den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht glauben«, murmelte er. »Aber verdammt, ich habe es mit eigenen

Augen gesehen. Und wenn ich mir vorstelle, daß mit mir das gleiche passiert wäre…« Er brach ab.

»Denken Sie nicht mehr daran«, riet ich ihm und schloß die Tür zu, weil ich schon wieder Geräusche gehört hatte. Die Gerippe gaben einfach keine Ruhe.

»Ja, John, Sie haben recht.« Der Flugkapitän bückte sich und zog eine Schublade auf. »Eigentlich ist es verboten«, sagte er, »aber eine kleine Flasche habe ich immer bei mir. Jetzt *muß* ich einen Schluck trinken.«

Er zeigte mir den Scotch.

Ich nickte. »Okay, einen kann ich auch vertragen.«

Wir tranken aus der Flasche. Angenehm warm rann der Whisky durch meine Kehle und breitete sich im Magen aus. Brittan verschloß die Flasche wieder und stellte sie weg.

»Und jetzt?« fragte er.

Was sollte ich sagen? Die weiteren Vorgänge konnte ich nicht beeinflussen, die lagen in der Hand eines anderen. Ich schaute durch die gewaltige Scheibe.

Der Nebel umtanzte uns noch immer. Dicke, dunkelgraue Schwaden, die die Boeing einhüllten und sie nicht mehr loslassen wollten.

Weiterhin flogen wir blind, und auch die Höhe hatte sich nicht geändert.

6.000 Fuß!

Ich rieb mir die Augen. Die Anstrengung war auch nicht an mir spurlos vorübergegangen. Am liebsten hätte ich mich hingelegt und geschlafen, doch das war nicht drin.

Jack Brittan nahm seinen Platz ein. »Ich versuche es noch mal«, sagte er und betätigte das Höhenruder. Er wollte die Maschine aus der Nebelwand herausbekommen. Das Ruder reagierte zwar, aber die schwere Boeing gehorchte ihm nicht. Sie blieb auf der gleichen Höhe und jagte auch mit konstanter Geschwindigkeit weiter.

Die Magie war stärker als die Technik.

»Es klappt nicht.« Jacks Stimme klang deprimiert. »Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»Ich auch nicht«, gab ich zu.

Es entstand eine Schweigepause. Auch ich hatte mich hingesetzt und lauschte den Geräuschen der Düsen. Sie klangen nur gedämpft an meine Ohren, so daß ich auch die Laute vernehmen konnte, die draußen vor der Tür entstanden. Dort hielten sich noch immer die Skelette auf. Manchmal prallten sie auch gegen die Tür, ansonsten unternahmen sie nichts.

Es hatte keinen Sinn, die Augen vor der Tatsache zu verschließen, deshalb erkundigte ich mich: »Was kann geschehen, Jack, wenn wir weiterfliegen und die Maschine nicht mehr in den Griff bekommen?«

Brittan nickte sorgenvoll. »Genau diese Gedanken quälen mich auch«, erwiderte er. »Wir werden irgendwann keinen Treibstoff mehr haben und abstürzen.«
»Über Land?«
»Ja, auf dem amerikanischen Kontinent.«
Das hatte ich ja auch befürchtet. Mein Gott, wenn ich daran dachte, daß die Maschine auch über einer Großstadt abstürzen konnte, wurde mir regelrecht schlecht. Aber würde Dr. Tod es soweit kommen lassen, oder hatte er etwas anderes vor? Ihm war ja wichtig, daß er mich ausschaltete. Und es entsprach seiner Art, dies auf eine spektakuläre Art und Weise zu versuchen.
Wir rauchten eine Zigarette.
»Wie sieht es mit Fallschirmen aus?« fragte ich nach einer Weile.
»Sie wollen abspringen?«
»Das wäre die letzte Möglichkeit.«
»Stimmt«, gab Brittan zu. Er stand auf. »Ich lege sie schon bereit. Aber damit ist das Problem der abstürzenden Maschine noch immer nicht gelöst.«
»Genau. Wenn es eben geht, müssen wir versuchen, die Boeing in der Luft zu halten.«
Das war bei den jetzigen Bedingungen so gut wie unmöglich. Die Maschine gehorchte uns eben nicht.
Brittan holte die Fallschirme, während ich nach draußen in den Nebel starrte.
Noch immer umwölkte er uns. Ich sah sogar die Gestalten, die sich aus der grauen Suppe herausschälten. Grausame Fratzen, Geister, die der Nebel geformt hatte und die einst die Seelen der Getöteten gewesen waren. Ich hatte sie schon in Grynexxa gesehen, bis dann die Zombies erschienen, gegen deren Anführer ich vor der Kirche gekämpft hatte.
Der Captain warf das Fallschirmpaket vor mir auf den Boden. »Ich helfe Ihnen, es anzulegen, John«, sagte er. »Dieser Fallschirm ist übrigens mit einem Schlauchboot gekoppelt. Sobald wir das Wasser berühren, bläst es sich auf, und es besitzt auch ein kleines Funkgerät. Vielleicht haben wir Glück und werden aufgefischt.«
Das hoffte ich stark.
Brittan besaß die Erfahrung und Routine. Er selbst zog sich eine dicke Jacke über. Ich hatte die des toten Co-Piloten genommen. Das Kreuz hing ich weithin sichtbar vor die Brust.
»Alles klar, John?«
»Etwas fehlt noch.«
»Was?«
»Der Koffer.«
»Verdammt«, sagte der Captain, und damit sprach er mir aus dem

Herzen. Aber was sollte ich machen? Ich mußte ihn haben.

»Wollen Sie ihn holen?«

Ich nickte. Dabei sah ich die Angst in den Augen des Piloten. Er wollte nicht allein bleiben, das war klar, aber ich versprach ihm, so rasch wie möglich wieder zurück zu sein. »Außerdem habe ich die Hälfte der Gerippe erledigt, es wird nicht so schlimm.«

»Hoffentlich.«

Ich öffnete die Tür.

Die Knöchernen standen nur einen Schritt dahinter und zuckten zurück, als sie mich und das Kreuz sahen.

Ich schlug nach rechts und nach links, traf beide Male voll, und die Skelette brachen zusammen.

Dann zog ich die Tür zu. Ich warf mich förmlich in den Gang hinein, in dem noch immer der Nebel quoll. Wieder stellten sie sich mir in den Weg, aber diesmal war ich besser vorbereitet. Ich hieb um mich, zerstörte die Skelette oder trieb sie zurück. An meinen Koffer kam ich heran. Ich nahm ihn in die linke Hand und kämpfte mir den Weg ins Cockpit wieder frei. Dort war der Nebel bereits wieder eingedrungen, aber noch nicht so weit vorgequollen, daß er Jack Brittan berührt hätte. Der Captain hatte sich bis in die hinterste Ecke zurückgezogen.

Mein Kreuz verscheuchte den Todesnebel.

Ich hämmerte die Tür zu und schloß ab. Mit dem Rücken lehnte ich mich dagegen. »Geschafft!«

Brittan nickte. Auf seinem Gesicht stand der Schweiß. Er hatte große Ängste ausgestanden. »Ich rechnete schon damit, daß Sie nicht mehr rechtzeitig kommen.«

»Keine Angst«, grinste ich. »Ich halte meine Versprechen.«

»Das habe ich gesehen.«

Jack Brittan ging ein Stück zur Seite und schaute sich die Instrumente an. »Ich möchte unseren Standort herausfinden«, sagte er.

Bei seiner Arbeit beobachtete ich ihn. Plötzlich wurden seine Augen groß. »Verdammt«, flüsterte er.

»Was ist?« Rasch stand ich neben ihm.

Der Pilot deutete auf den Höhenmesser. »Wir sinken, John. Verflucht, wir sinken…«

***

Suko hatte Lady X aus den bescheidenen Mitteln der Autoapotheke versorgt. Die Frau war noch immer bewußtlos. Sie lag im Fond und rührte sich nicht. Suko gab sehr genau acht, daß sie nicht erwachte, denn ihre Reaktionen waren unberechenbar. Dieses Weib konnte sich innerhalb von Sekunden zu einem regelrechten Raubtier entwickeln. Am liebsten hätte ihr Suko Handschellen angelegt, aber die trug er leider nicht bei sich.

Harry war schweigsam geworden. Die Ereignisse steckten ihm noch zu sehr in den Knochen. Und von James Bond wollte er auch nicht mehr viel wissen, wie er Suko nochmals versichert hatte.

An einer Telefonzelle bat der Chinese den Fahrer, kurz anzuhalten. »Sie können auch aus dem Wagen anrufen«, schlug ihm Harry vor.

»Das glaube ich sogar. Aber da hätte ich unter Umständen Mithörer. Das möchte ich vermeiden.«

»Ach so.«

Suko betrat die Zelle. Kleingeld trug er zum Glück bei sich. Und die Rufnummern wußte er auch.

Sir James Powell befand sich noch nicht im Büro, deshalb klingelte Suko bei ihm privat an. Der Superintendent war ein Mann, der sich praktisch immer im Dienst befand. Er hob ab, und seine Stimme klang klar.

»Suko hier«, sagte der Chinese.

»Sie? Was ist mit John Sinclair?«

»Wieso? Er ist abgeflogen.«

»Das weiß ich selbst. Aber wir haben seit dem Start nichts mehr von der Maschine gehört.«

Suko schluckte. Das war allerdings hart. Auf der einen Seite der Erfolg, auf der anderen der Mißerfolg.

»Zudem ist auch noch der Funkkontakt abgerissen«, erklärte Sir James Powell.

»Vielleicht eine technische Panne.«

»Daran glaube ich nicht. Aber was gibt es bei Ihnen, Suko? Sie rufen ja nicht ohne Grund an.«

»Nein, Sir. Aber ich habe Lady X!«

»Was?« Zum erstenmal in seinem Leben erlebte der Chinese Sir James außer Fassung. »Wiederholen Sie das!«

»Ich habe Lady X.«

»Lebend?«

»Auch das.«

Sir James atmete schwer durch die Nase. »Wo sind Sie jetzt?«

»Die Straße weiß ich nicht einmal. Aber die Scott liegt mit einer Schußverletzung in einem Taxi. Streifschuß am Kopf. Sie ist bewußtlos. Ich weiß nicht, wann sie erwacht, deshalb will ich mich beeilen. Soll ich sie ins Gefängnishospital schaffen lassen?«

»Nein, direkt zum Yard. Wir haben im Keller Zellen. Lady X müssen wir unter Kontrolle halten.«

»Verstanden, Sir.«

»Sie fahren jetzt auf dem schnellsten Wege her. Ich leite alles in die Wege.«

»Geht klar, Sir!« Suko hängte ein und verließ die Zelle. Harry, der Agentenschreck, schaute ihn neugierig an. »Na, was hat es gegeben?«

Suko zog die Tür zu. »Alles klar. Fahren Sie zum Yard Building.«
»Mach ich doch glatt.«
Suko drehte sich auf dem Beifahrersitz und warf einen Blick in den Fond.
Lady X lag noch immer regungslos. Mit geschlossenen Augen und ohne Maschinenpistole wirkte sie wie eine völlig harmlose Frau.
Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie eine menschliche Bestie war.
»Soll ich Gas geben?« fragte Harry.
»Und wie.«
Harry lachte und gab dem Toyota Stoff. Der machte einen regelrechten Sprung nach vorn, so daß beide Männer in die Sitzpolster gepreßt wurden.
»Für Strafmandate kommt Scotland Yard auf«, beruhigte Suko den rasanten Driver.
»Will ich auch hoffen.«
In London hatte der erste Berufsverkehr eingesetzt. Es kam schon zu Stauungen an den Ampeln, und deshalb dauerte es seine Zeit, bis sie die Innenstadt erreichten.
Harry sah zu, daß er auf die breite Victoria Street kam. Hier fuhr er auf der rechten Seite und hupte manchmal wild, um sich freie Bahn zu verschaffen. Schon mehrere Male war die Nummer des Fahrzeuges notiert worden.
Harry zeigte, was in ihm steckte. Er überholte knapp und manchmal riskant, aber er baute keinen Unfall. Es ging alles glatt. Sogar Lady X blieb in ihrer tiefen Bewußtlosigkeit, worüber besonders Suko sehr froh war.
»Soll ich anhalten?« fragte Harry.
»Nein, fahren Sie um das Gebäude herum. Es gibt an der Hinterseite einen Parkplatz. Da können Sie den Wagen abstellen.«
»Okay, James.«
»Suko, bitte.«
»Ich war schon wieder im Agentenfilm.«
»Dachte, Sie hätten die Nase voll.«
Harry grinste verwegen. »Nicht so ganz.« Dann bremste er hart, weil ein Wagen den Parkplatz verließ. Harry ließ den Toyota in eine Parktasche rollen und stoppte seidenweich ab.
»Alles aussteigen«, sagte er.
Suko öffnete schon die Tür.
Sir Powell kam ihm bereits entgegen. In seiner Begleitung befanden sich vier kräftige Beamte und ein Arzt.
»Alles glatt gelaufen?« fragte der Superintendent.
Suko öffnete die Fondtür. »Bis auf die Strafanzeigen, Ja.«
»Kinderkram«. Der Alte winkte ab.

Der Weißkittel beugte sich als erster in den Fond. Knapp zwei Minuten dauerte die flüchtige Untersuchung. Dann kroch er wieder hervor. »Alles klar«, dozierte er. »Die Frau hat einen Streifschuß abbekommen. Sie liegt noch in tiefer Bewußtlosigkeit, ist aber nicht lebensgefährlich verletzt. Wir können sie transportieren.«

Zwei der vier Begleiter hatten inzwischen eine Trage herbeigeschafft. Auf die wurde Lady X gelegt.

Sir James und Suko schauten ihr nach, wie sie weggefahren wurde. »Die wird sicher untergebracht«, versprach der Superintendent. »Solch einen Erfolg haben wir lange nicht mehr auf unsere Fahnen schreiben können.« Der alte Haudegen strahlte richtig, die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern blitzten. »Und nun berichten Sie mal, wie Sie es geschafft haben, dieses Teufelsweib zu fangen, Suko.«

Der Chinese hob die Schultern. »Leider ist mir Mr. Mondo entkommen. Der Erfolg ist gar nicht so groß.«

»Machen Sie sich darüber mal keine Gedanken. Den kriegen wir auch noch. Verlassen Sie sich darauf.«

»Wenn Sie meinen, Sir!«

Suko erzählte die Geschichte in Stichworten, als sie durch den Hintereingang das Yard-Gebäude betraten. Sie fuhren nicht hoch zu den Büros, sondern direkt in den gewaltigen unterirdischen Kellertrakt, in dem die Labors, das Rechenzentrum, die Verwaltung der riesigen Verbrecherkartei und auch einige Zellen untergebracht waren. In einer würde Lady X liegen. Ärzte wechselten sich mit ihrem Dienst rund um die Uhr ab, so daß die medizinische Versorgung gesichert war. Suko nahm an, daß Lady X noch eine Gehirnerschütterung davongetragen hatte.

Künstliches Licht erhellte Gänge und auch Räume. In der Datenerfassung und -verarbeitung blieb die Temperatur konstant. Die beiden ungleichen Männer wandten sich nach links, wo es zu den Krankenhäusern und in den Zellentrakt ging.

Ein Gitter versperrte plötzlich den Weg. Dahinter saß ein Beamter, der aufsprang und grüßte, als er den Superintendenten erkannte.

Nur selten bekam er solch hohen Besuch.

»Schließen Sie schon auf!« sagte Sir James.

Der Mann beeilte sich.

Sir James Powell und Suko schritten den langen kahlen Gang hinab. Die Krankenzimmer lagen ziemlich am Ende, nach den Zellentüren mit den daumenbreiten Gucklöchern.

Zwei Krankenzimmer standen nur zur Verfügung. In dem rechten lag Lady X. Der Arzt war noch bei ihr, ferner die vier Beamten. Sie hielten Wache. Als Sir James und Suko das Zimmer betraten, schickte der Superintendent sie hinaus. Er wandte sich an den Doc. »Wie sieht es nun aus?«

»Ich habe ihr eine Spritze gegeben. Sie wird gleich zu sich kommen.«
»Wir können warten?«
»Ja.«
Suko schaute auf das Bett, in dem Lady X lag. Ihr Gesicht war blaß. Das schwarze Haar stand im direkten Konstrast zu dem weißen Stoff des Kopfkissens. Die schmalen, aber kräftigen Hände lagen auf der Decke. Hände, die schon oft gemordet hatten. Wenn man die Frau so ansah, konnte man das wirklich nicht glauben.
Sir James Powell hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, während Suko stehenblieb. »Sie können den Raum auch verlassen«, ordnete der Alte an. »Wenn wir Sie brauchen, rufen wir Sie.«
Der Arzt ging.
»Ich will keine Zeugen haben«, wandte sich Jir James an den Chinesen. »Was hier geredet wird, sollte möglichst geheim bleiben. Dr. Tod und die Mordliga bilden einfach eine zu große Gefahr, als daß man die Öffentlichkeit von der Bedrohung unterrichten könnte.«
Diese Worte fielen bei Suko auf fruchtbaren Boden. Ihn aber drückte ein anderes Problem. »Was ist mit John?«
»Da fragen sie mich etwas, das ich Ihnen nicht beantworten kann. Es sieht nicht gut aus, sagen wir mal so. John Sinclair ist abgeflogen, er hat sich aber nicht wieder gemeldet. Das bereitet uns eben Sorgen. Die Maschine scheint spurlos verschwunden zu sein.«
»Hat man Suchflugzeuge eingesetzt?« fragte Suko.
»Noch nicht.«
»Das wäre aber verdammt nötig.«
»Ich weiß. Und ich habe mich auch bereits mit den amerikanischen Kollegen in Verbindung gesetzt. Sie müssen die Suche übernehmen, weil sich die Boeing bereits näher an ihrem Territorium befindet.«
»Und?«
»Bis jetzt ist noch nichts klar«, berichtete Powell.
»Ob Sie abgestürzt ist?« flüsterte Suko.
»Das wollen wir nicht hoffen.«
»Ich glaube ja, das Ganze war eine Falle«, sinnierte der Chinese.
»Dr. Tod hat sich da etwas einfallen lassen.«
»Wobei wir ihm mit der Verhaftung seiner Lady X in die Quere gekommen sind«, sagte Powell.
»Und wie wird Dr. Tod reagieren?« fragte Suko. »Wir haben eine Geisel, er hat eine.«
»Dann glauben Sie, daß er John in seiner Gewalt hat?«
Suko nickte.
Sir James Powell schwieg. Beide kannten den Grund. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß ein Polizist als Geisel in der Hand eines Verbrechers nicht ausgetauscht wurde. Sir James Powell konnte da keine Ausnahme machen, sollte der Fall wirklich eingetroffen sein,

wie Suko annahm.
»Vielleicht schafft John es auch so«, sagte der Chinese. »Der hat ja manchmal das Unmögliche möglich gemacht.«
Da war der Superintendent mit ihm einer Meinung.
Sie hielten sich jedoch nicht weiter mit dem Thema auf, denn Lady X bewegte sich.
Suko hatte das Zucken ihrer Augenlider zuerst gesehen und machte Sir James Powell aufmerksam.
Der Superintendent drehte sich ein wenig auf seinem Stuhl. Er schaute der ehemaligen Terroristin ins Gesicht.
Deren Blick war noch nicht klar, er zeigte Verständnislosigkeit. Sie lag da mit offenen Augen und schaute hoch zur Decke. Dann verzog sie das Gesicht und stöhnte auf.
»Wie geht es Ihnen?« fragte Sir Powell.
Lady X lauschte der Stimme nach. Dann verdrehte sie die Augen, so daß sie den Superintendenten sehen konnte. Sie überlegte einen Moment und fragte mit tonloser Stimme: »Wer sind Sie?«
Sir James stellte sich vor.
Als Lady X diesen Namen hörte, verzog sie den Mundwinkel nach unten. »Das darf doch nicht wahr sein«, hauchte sie. »Der Oberbulle an meinem Bett. Shit, was habt ihr mit mir gemacht?«
»Sie sind angeschossen worden«, erklärte Sir James, der sich durch die Beleidigung nicht aus der Ruhe bringen ließ. »Sie haben einen Streifschuß am Kopf erhalten. Sie müssen mit einer Gehirnerschütterung rechnen.«
Barbara Scott hob die Hand und führte ihre Finger zum Kopf, wo sie das dicke Pflaster ertastete. »Ja«, flüsterte sie, »jetzt erinnere ich mich wieder. Das Flugzeug, dieser gelbhäutige Bastard im Einstieg. Habe ich ihn erwischt?«
»Nein, ich sitze hier!« Suko antwortete. »Sie haben Pech gehabt, Lady X. Ich war etwas schneller.«
»Ja, dein Glück.« Sie hustete. »Wo habt ihr mich eigentlich hingeschleppt, ihr Bullen?«
»Sie liegen in einem gut abgesicherten Krankenzimmer des Yard Building«, gab ihr Sir James zu verstehen.
»Ihr habt Angst, wie?«
»Wovor?«
Sie lachte. »Daß man mich hier herausholen könnte.«
»Das schafft keiner.«
»Hör auf, du Oberbulle. Du kennst Dr. Tod nicht. Der bringt alles fertig. Der würde mich sogar aus der Hölle holen, verlaß dich drauf. Ich an eurer Stelle würde es mir überlegen.«
»Was sollen wir uns überlegen?«
»Laßt mich frei!«

»Entschuldigen Sie, daß ich lächeln muß. Aber daran glauben Sie doch selbst nicht.«
»Wenn Sie noch etwas leben wollen, dann gehen Sie auf meinen Vorschlag ein.«
Sir James Powell behielt sein Lächeln und seine Ruhe bei. »Ich habe das Gefühl, Sie verkennen die Tatsachen, Miß Scott. Wir befinden uns in der stärkeren Postion, denn Sie sind unsere Gefangene. Begreifen Sie das endlich!«
»Das ist alles nur Schein. Im Moment haben Sie gewonnen. Ich bin jedoch sicher, daß Dr. Tod bereits seine Fäden zieht, um mich aus dem verdammten Loch herauszuholen. Nein, Sie kommen aus der Klemme nicht raus. Es sei denn, Sie lassen mich frei.«
»Damit Sie noch mehr morden können?«
»Niemand braucht sich unseren Plänen in den Weg zu stellen. Wer sich daran hält, lebt weiter«, lautete die ungemein zynische Antwort der Terroristin.
Sir James Powell schoß das Blut ins Gesicht. ‘ »Das haben Sie wirklich im Ernst gemeint?«
»Klar!«
»Dann bin ich froh, daß Sie wenigstens die Pläne kennen. Denn sicherlich können Sie uns einiges darüber verraten.«
Lady X lachte nur. »Das hätten Sie wohl gern, wie? Aus mir bringen Sie kein Wort hervor. Soweit kommt es noch, daß ich zur Verräterin werde. Nichts, Powell, nichts werde ich sagen. Sie können mich foltern, Sie können wer weiß was mit mir anstellen, doch Worte bekommen Sie aus mir nicht heraus. Das will ich Ihnen sagen.«
»Und was ist mit John Sinclair?« fragte Suko. »Wer hat den Befehl gegeben, seinen Koffer zu stehlen?«
»Ach, der Chink hat auch was zu sagen. Ist Sinclairs Koffer tatsächlich weg? Wie schön, dann ist er ja geschwächt.«
»Er hat ihn inzwischen wieder«, sagte Suko trocken.
»Macht nichts. Den Bumerang haben wir noch. Und wir denken nicht daran, ihn euch zurückzugeben. Es ist eine gefährliche Waffe. Nicht umsonst hat sie Tokata einen Arm gekostet, aber bei Solo Morasso befindet sie sich in guten Händen.«
Suko war über diese Antwort erfreut. Lady X war nicht auf John Sinclairs Schicksal eingegangen. Wahrscheinlich wußte sie noch nicht, was gelaufen war. Und der Chinese hütete sich, etwas darüber verlauten zu lassen.
»Noch was?« fragte sie.
Sir James schüttelte den Kopf. »Nein, vorerst wäre das alles, Miß Scott. Aber wir sprechen uns wieder.«
Lady X lachte. »Höchstens in der Hölle. Ich habe nicht vor, noch mit Ihnen einige Worte zu wechseln.«

Der Superintendent erhob sich. »Der Arzt wird sich um Sie kümmern, Miß Scott.«
»Schicken Sie ihn zum Teufel.«
»Auf Wiedersehen.« Sir James ging. Suko schloß sich ihm an. An der Tür drehte er sich noch einmal um und warf einen Blick auf das Bett. Lady X hielt die Augen geschlossen. Sie wollte keinen der Männer sehen.
Der Arzt wartete im Flur. Er saß auf einer Holzbank. Fragend schaute er die beiden Männer an.
»Der Patientin scheint es relativ gut zu gehen«, erklärte Sir James.
»Wenn Sie nach ihr schauen, dann gehen Sie bitte nie allein.«
Der Doc zeigte sich verwundert. »Wie das? Sie ist doch eine kranke Frau.«
»Krank?« Sir James hob die Schultern. »Möglich. Aber angeschossene Tiere sind am gefährlichsten, wenn Sie mir diesen Vergleich gestatten. Und Miß Scott ist noch schlimmer.«
»Na denn«, sagte der Doc, »werde ich mal die schußsichere Weste anziehen.«
»Das geht in Ordnung«, meinte Suko, »obwohl sie nicht bewaffnet ist.«
Sir James war schon vorgegangen. Er schritt etwas gebeugt.
Schwere Gedanken quälten ihn. Es war gar nicht einfach, das Bündel an Verantwortung zu tragen. Wenn Lady X durchdrehte, wenn es ihr gelang, auf welche Art und Weise auch immer, freizukommen, dann mußte Sir James Powell dafür geradestehen.
Suko holte den Superintendenten ein. »Was haben Sie sich jetzt gedacht?« fragte er.
»Wir werden die Suchaktion starten. Solch ein Riesenflugzeug kann doch nicht ohne weiteres verschwinden.«
Der Chinese nickte. »Das, Sir, meine ich auch.«

***

Wir sanken tatsächlich.
5000 Fuß nur noch betrug die Höhe.
Verdammt auch. Ich schaute zu Captain Brittan hinüber. Er hockte auf dem Pilotensitz. Schweißnaß war sein Gesicht. Die Lippen hatte er zusammengepreßt. Seine Hände umkrampften das Ruder. Aber er konnte nichts machen.
Die Mechanik und auch die Elektronik gehorchten ihm nicht mehr. Das Flugzeug war steuerlos – und sank.
Wir verloren schnell an Höhe, so daß ich mir ausrechnen konnte, wann die Maschine auf der Wasseroberfläche zerschellen würde.
»Nichts«, sagte Jack Brittan, »wir schaffen es nicht mehr.«
»Dann müssen wir aussteigen!«

»Ja.«

Ich schluckte, plötzlich spürte ich einen Klumpen im Magen und ein Kribbeln auf dem Rücken. Meine Knie wurden weich. Jeder von Ihnen wird das Gefühl sicherlich kennen. Es war die Angst, die mich da gepackt hielt. Die Angst vor dem Neuen, vor dem nicht Faßbaren. So etwas hatte ich noch nie gemacht, wohl immer in Filmen den Mut der Fallschirmspringer bewundert, wenn sie wie riesige Pilze dem Erdboden entgegensanken. Aber wir würden, wenn überhaupt, nicht auf dem Erdboden landen, sondern mitten im Atlantik.

Und nur mit einer geringen Chance, überhaupt gerettet zu werden. Denn wer wußte schon, welche Trumpf-Karten Dr. Tod *noch* in der Hinterhand hielt?

Wir schauten uns an.

Jack Brittan nickte. »Kommen Sie, John, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Wenn die Maschine zu tief fliegt, dann schaffen wir es nicht mehr.«

Da hatte der Flugkapitän recht. Aber noch lag eine Kraftprobe vor uns. Aus der Kanzel konnten wir nicht springen. Wir mußten zu dem normalen Ausstieg, dafür quer durch den Passagierraum, in dem die Skelette lauerten. Mir machte es nichts, ich war bewaffnet, aber was geschah mit dem Captain?

Ich öffnete den Koffer. Die Zeit mußte ich mir nehmen. Dann holte ich den silbernen Dolch hervor. Er war mit den gleichen Zeichen versehen wie das Kreuz. Nur war diese Waffe nicht von den vier Erzengeln geweiht worden.

Ich reichte Jack den Dolch. »Versuchen Sie, sich damit zu verteidigen«, sagte ich ihm. »Er hat fast die gleiche Wirkung wie das Kreuz. Auf jeden Fall können Sie sich damit die Skelette vom Hals halten. Und bleiben Sie immer dicht hinter mir.«

»Verstanden.«

»Dann los.«

Ich ging zur Tür und öffnete. Sofort quoll mir die Nebelwolke entgegen, die sich aber sofort teilte, als sie die Magie meines Kreuzes zu spüren bekam.

Eine nebelfreie Schneise tat sich vor uns auf, durch die wir schreiten konnten.

Ich spürte den heißen Atem des Piloten in meinem Nacken. »Keine Panik, Jack«, sagte ich, »beruhigen Sie sich. Bleiben Sie nur ruhig.«

Dabei machte ich die ersten Schritte und wurde prompt angegriffen.

Ich stieß das Kreuz in ein gierig aufgerissenes Skelettmaul, und das Gerippe zerplatzte. Hinter mir bewegte sich Jack Brittan. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie seine rechte Hand zur Seite fuhr und der Dolch eine skelettierte Frau tötete.

Wir kamen voran.

Und auch der Captain wurde nicht von dem gefährlichen Nebel angegriffen, weil die Aura des Kreuzes ausreichte. Wenn wir allerdings in die Wolke sprangen, dann mußte sich Brittan an mich festklammern, damit er nicht davontrieb und ungeschützt ein Opfer des Nebels werden konnte.

Der Einstieg lag knapp hinter der Mitte. Wir schafften es tatsächlich, uns bis zu ihm durchzukämpfen. Ich erledigte noch zwei Skelette, Jack Brittan eins.

Dann standen wir vor der Tür.

»Ich muß öffnen«, sagte Brittan. »Sie kennen sich mit der Verriegelung nicht aus.«

»Machen *Sie* das!«

Ich trat zur Seite, damit der Captain vorbeikonnte. Um uns herum waberten die Schwaden, aber dort, wo wir standen, befand sich eine genügend große Lücke.

»Wenn der Einstieg offen ist, klammern Sie sich sofort an mich!« rief Brittan.

»Verstanden.«

Sekunden vergingen. Im Nebel sah ich die Fratzen der Skelette nur schemenhaft. Man griff uns nicht mehr an. Die Knöchernen hatten wohl eingesehen, daß sie gegen meine Waffe machtlos waren.

»Achtung!«

Jack Brittan war jetzt soweit.

Leider hatten wir nicht die Zeit so etwas zu üben. Es mußte also beim erstenmal klappen.

»Alles klar?« fragte er.

»Ja.« Ich rückte noch ein Stück an ihn heran und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Da löste Brittan die Verriegelung, und die Automatik öffnete die Tür. Was nun geschah, ging so schnell, daß ich Mühe hatte, es zu berichten. So etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Wie ein Ungeheuer fauchte der Wind in das Flugzeug. In Sekundenbruchteilen riß er alles mit sich, schleuderte Taschen, Beutel und Koffer aus den Gepäckablagen. Ich hatte mir meinen Koffer unter den linken Arm geklemmt, und dann wurde der Wind zu einer Riesenfaust, die uns packte und aus der Maschine riß.

Das war mörderisch.

Ich hörte mich selbst schreien, riß die Augen auf und konnte doch nichts sehen. Das Heulen und Pfeifen um uns steigerte sich zu einem wahren Höllenkonzert. Ich selbst wurde zum Spielball der Gewalten, aber instinktiv hielt ich mich fest.

Wieviel Zeit war vergangen?

Sekunden – Minuten? Ich wußte es nicht. Ich bekam kaum Luft, hörte nur noch die jaulenden Geräusche und sah die tanzenden,

wirbelnden Nebelspiralen als Schemen vor meinen weit aufgerissenen Augen weghuschen.

Dann gab es einen Ruck. Mein Fall wurde gebremst, trotzdem ging es noch rasend schnell in die Tiefe.

Ich hörte eine Stimme. »Die Leine, John! Zieh die Leine, verdammt. Mach schon!«

Brittan hatte mir gezeigt, wo die Stelle war. Aber in der Aufregung fand ich sie nicht.

Die Oberfläche rückte näher.

Da zog Brittan.

Er hatte die bessere Übersicht. Etwas zischte raketenartig nach oben und entfaltete sich zu einem Pilz. Wir hatten Angst gehabt, daß sich die beiden Fallschirme verheddern würden, das trat zum Glück nicht ein.

Dafür verspürte ich einen ungeheuren Ruck unter den Achselhöhlen. So kräftig, daß ich das Gefühl hatte, meine Arme würden aus den Gelenken gerissen. Ich schrie, riß die Augen auf und sah dicht vor mir das Gesicht des Captains.

Aber der Fall verlangsamte sich. Mir kam es plötzlich vor, als würden wir in der Luft stehenbleiben. Zum erstenmal kam ich wieder richtig zur Besinnung und spürte jetzt auch den eiskalten Januarwind, der mir schneidend ins Gesicht fuhr und die Haut malträtierte wie zahlreiche kleine Messer.

Eine Bö packte uns, hob unsere Körper in die Höhe und schmetterte uns sofort wieder in die Tiefe.

Eisern hielten wir einander fest.

Der Todesnebel war verschwunden. Wenigstens sah ich die Wolken nicht mehr um mich herum. Dafür schaute ich in die Tiefe.

Wellenberge. Vom Wind aufgetürmtes Wasser. Graugrün, endlos in seiner Weite – der Atlantik.

Für uns eine Hölle!

Wieder ein Windstoß. Diesmal drückte er uns schräg nach unten und der Wasseroberfläche zu. Plötzlich hatte ich das Gefühl, viel zu schnell zu fallen. Wasser wirkt wie Beton, wenn man aus großer Höhe und mit starker Geschwindigkeit darauf aufprallt.

Was einem im Film so langsam gezeigt wird, geschieht in Wirklichkeit sehr schnell.

Immer näher kamen wir der Oberfläche mit ihren gewaltigen, vom Wind aufgeworfenen Wellen.

Noch Sekunden, dann würden wir in das Naß eintauchen, überleben oder nicht, das war die Frage.

Ich bekam plötzlich wieder Angst!

ENDE des ersten Teils